

Über Nutztierschutz und Politik mit dem Einkaufskorb

■ Biolandbau genügt nicht.
Jemand muss dafür sorgen, dass die Ökologisierung der Landwirtschaft auch den Nutztieren zugute kommt.

■ Tierschutz genügt nicht.
Sind bessere Lebensbedingungen der Nutztiere ein Verkaufsargument oder Realität? Jemand muss dem Markt auf die Finger klopfen.

■ Auslauf ins Freie genügt nicht.
Wann sind Tiere glücklich? Jemand muss das Beispiel für die bestmögliche Tierhaltung setzen und es stetig verbessern.

■ Konsumentenschutz genügt nicht.
Wann sind Konsument/innen zufrieden? Jemand muss sich um mehr als um Portemonnaie und Magen kümmern.



Die KAG setzt sich seit 1972 dafür ein, dass Konsument/innen, Landwirt/innen und Detaillist/innen gemeinsam Verantwortung wahrnehmen – für eine Esskultur, die nicht nur schluckt, bis alles weg ist.

ISBN 3-9521426-0-3
Fr. 20.–

Lea Hürlimann
Heinzpeter Studer

original

Tiernutz – Tierschutz?



25 Jahre Politik mit dem Einkaufskorb

KAG Konsument/innen-Arbeitsgruppe
für tier- und umweltfreundliche
Nutztierhaltung

Das tut die KAG

- Als Organisation von Konsument/innen setzen wir uns für eine tier- und umweltfreundliche Landwirtschaft ein.
- Wir wollen, dass alle Nutztiere ins Freiland kommen.
- Wir gehen mit dem besten Beispiel in der Praxis voran.
- Wir klären Konsument/innen auf und gewinnen sie als Partner für KAG-Vertragshöfe.
- Wir mischen uns in die Politik von Bund und Kantonen ein, um die politischen Rahmenbedingungen für die Freilandhaltung zu verbessern.
- Wir mischen uns in das Angebot von tierischen Produkten auf dem Markt ein, um die ökonomischen Rahmenbedingungen für die Freilandhaltung zu verbessern.



Tätigkeitsgebiet und Beziehungsfeld der KAG.

Lea Hürlimann
Heinzpeter Studer

Tiernutz – Tierschutz?

25 Jahre Politik mit dem Einkaufskorb

KAG Konsument/innen-Arbeitsgruppe
für tier- und umweltfreundliche
Nutztierhaltung



Konsument/innen-Arbeitsgruppe
für tier- und umweltfreundliche
Nutztierhaltung (KAG)
Engelgasse 12 a, 9001 St. Gallen
Tel. 071/222 18 18, Fax 223 13 37
E-Mail kagfreiland@paus.ch
Postcheckkonto 80-20500-5



Wir danken:

vor allem der AVINA-Stiftung, deren grosszügige Unterstützung die Herausgabe dieser Jubiläumspublikation möglich machte;

allen, die mit ihrem Wissen und ihrer Kritik zum Inhalt beitrugen, namentlich den Mitarbeiter/innen und Vorstandsmitgliedern der KAG, unter ihnen vor allem Arthur Wellinger und Urs Bosshard

und allen Menschen, die im Lauf von 25 Jahren das Ihre zur KAG beitrugen.

ISBN 3-9521426-0-3

Impressum

Idee, Redaktion: Lea Hürlimann

Text, Gestaltung: Heinzpeter Studer
Gesetzt in der Frutiger auf Calamus.

Korrektur: Rotstift AG, Basel.

Repro: Reto's PrePress, Winterthur

Druck und Bindung:
«Ostschweiz» Druck, Kronbühl

Verlag: KAG, Engalgasse 12a,
CH-9001 St. Gallen

Oktober 1997, Auflage 2000 Ex.

Copyright by KAG. Wiedergabe,
auch auszugsweise, nur mit dem
Einverständnis der KAG.

Fotonachweis: KAG-Archiv, wenn
kein Autorvermerk beim Bild.

Inhalt

1: Erstaunlich spät Protest

Intensivhaltung seit langem
Seite 7

2: Hartnäckig nachgefragt

Es begann recht unappetitlich
Seite 15

3: Das Gelbe vom Ei

Warum es nicht mit Fleisch begann
Seite 21

4: Die Geburt der KAG-Banderole

Reformhaus zaubert «Freilandeier»
Seite 27

5: Plötzlich zuviel Hühner

Warum die KAG Grenzen setzt
Seite 33

6: Fleisch per Post ab Hof

Die Erfindung der KAG-Drehscheibe
Seite 41

7: Ganz fidele Metzger

Wer KAG-Fleisch verkaufen darf
Seite 47

8: Frau Wirtin, ein KAG-Menü

Auswärts KAG-Fleisch essen?
Seite 55

9: Der Handel riecht den Braten

Freiland im Grossverteiler?
Seite 59



10: Freiland von Staats wegen?

Zweischneidige politische Erfolge
Seite 71

11: Verbündete von Fall zu Fall

Auf wen wir wann zählen dürfen
Seite 79

12: Mit dem Beispiel vorangehen

Warum wir uns nicht zufriedengeben
Seite 89

Anhang 1: Die KAG in Zahlen
Seite 99

Anhang 2: Nutztierhaltung im
Vergleich: EU, Schweiz, KAG
Seite 100

Anhang 3: Dafür machen wir Politik
Seite 106

Anhang 4: Aufgaben, die noch
anstehen
Seite 107

Anhang 5: Fernziel lokales Schlachten
Seite 108

Verweise im Text:

- ▶ 1 = siehe Kapitel 1
- ▶ A3 = siehe Anhang 3



FOTO: MARIA RÜTTIMANN

Wenn ein Kind so mit Tieren
aufwachsen darf, wird es mit Tieren
anders umgehen.



Gehören Sie zu den Menschen,
die Fleisch und Eier lieber essen,
wenn sie wissen, dass die Tiere
anständig gehalten wurden?

Möchten Sie das aber schon etwas
genauer wissen?

Danke! Für Sie ist dieses Buch.

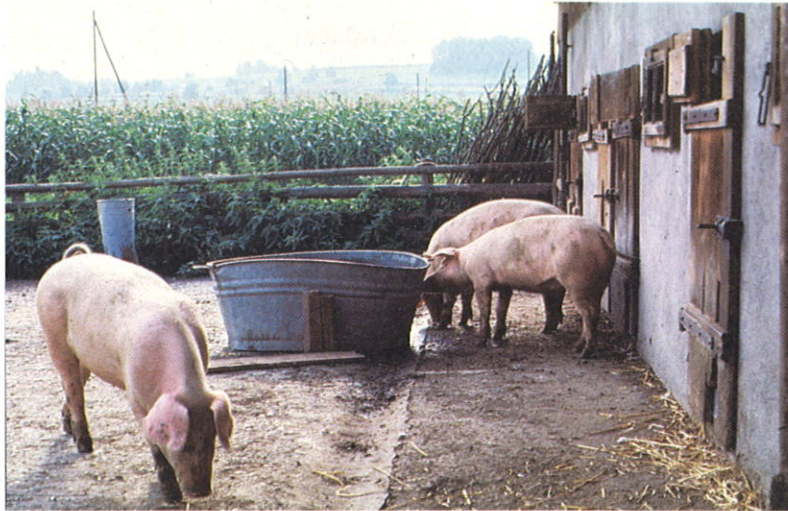


FOTO: MARIA RÜTTMANN

**Schweine haben keine Wahl.
Aber Sie als Konsument/in!**



Intensivhaltung seit langem, aber:

1

Erstaunlich spät Protest

Rücksichtslose Massentierhaltung ist offenbar eine Begleiterscheinung sogenannt hochentwickelter Gesellschaften. Bereits das alte, verfressene Rom – dessen verwöhnte Bürger phasenweise vom Landleben träumten, um später doch wieder in die Stadt zurückzukehren – kannte Mastsysteme, die den heutigen Greueln nur zahlenmässig nachstanden.

Die Industrialisierung der Nutztierhaltung begann in den zwanziger Jahren mit der Installation von Batterien für Legehennen, zunächst in den USA, danach in allen andern Industriestaaten. In Batterien vegetieren Zehntausende von Hühnern, je zu viert in engen Drahtgitterkäfigen, die mehrstöckig und in langen Reihen düstere Hallen füllen. Das war die erste Anwendung von Fords industriellen Erkenntnissen in der Nutztierhaltung: «Rationalisierung» durch Standardisierung. Ford seinerseits hatte das Fließband übrigens in den riesigen Schlachthöfen Chicagos kennengelernt.

Erste Voraussetzung solcher Rationalisierung ist die Reduktion der Verhaltensabläufe auf genau jene Handlungen, die «rational», nämlich zweck-



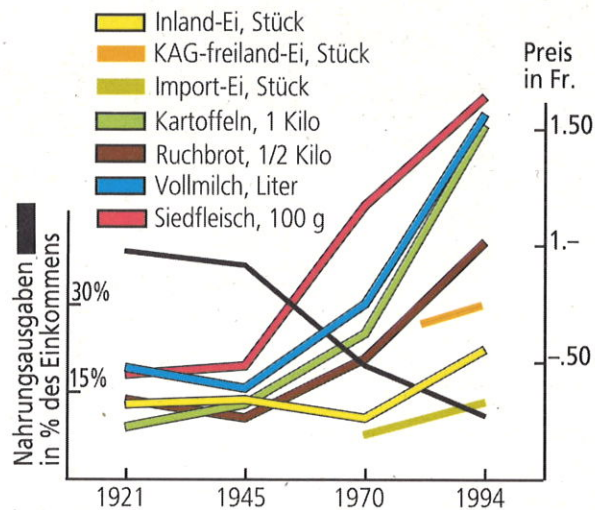
**Legebatterie – es dauerte
erstaunlich lang, bis Protest
gegen quälerische Massentierhaltung
laut wurde.**

dienlich sind. Ungebrochen wirkt Fords simple Logik in der Legebatterie: Nach den Bedürfnissen der Hühner wird nicht gefragt. Es interessiert einzig, was zum Ziel führt: Fressen und Eierlegen.

Eine ganze Reihe von artgemässen Verhaltensweisen kann ein Huhn in der Batterie nicht ausleben: es darf nicht flattern, nicht auf Sitzstangen «aufbaumen», nicht sandbaden zur Gefiederpflege, nicht scharren, nicht picken, seine Eier nicht in ein geschütztes Nest legen. Andere Verhaltensabläufe, die auch ein Käfig nicht verhindern kann, müssen in die «richtigen» Bahnen gelenkt werden. Darum ist das Licht in Batterien stets schummrig: damit die Hühner nicht zu aktiv werden und sich aus lauter Langeweile gegenseitig beipicken. Und darum müssen Batteriehühner Tag

und Nacht auf feinem Gitterdraht stehen: damit ihr Kot möglichst ohne Kontakt zu Tieren und Eiern zwischen den Gitterstäben hindurch auf das dafür vorgesehene Band fällt – ein Triumph der Pseudo-Hygiene.

Dank steter Steigerung der «Produktivität» waren Eier trotz Teuerung jahrzehntelang immer zum etwa gleichen Preis zu haben – nämlich viel zu billig im Vergleich mit den übrigen Nahrungsmitteln (► Grafik). Der Preisanstieg für Eier ab 1970 kam



Billige Nahrungsmittel – noch billigere Eier

Nominal (in Franken) sind alle Nahrungsmittel teurer geworden, die **Eier** allerdings am wenigsten und zuletzt – sie müssten fairerweise mehr kosten. Der höhere KAG-Preis korrigiert das nicht; er entgelt nur den Mehraufwand für Freilandhaltung und Deklaration.

Real (in Vergleich zum Einkommen) sind die Nahrungsmittel insgesamt massiv billiger geworden.

GRAFIK: KAG / QUELLE: BFS

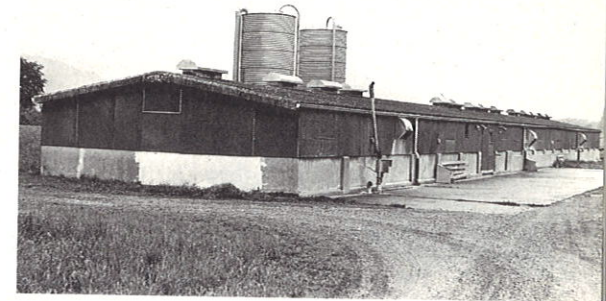
nicht etwa den Hühnerhaltern (geschweige denn den Hühnern) zugute, sondern spiegelt nur die verstärkte allgemeine Teuerung und höhere Futterpreise.

Was bei den Eiern möglich war, trifft heute dank Produktivitätsfortschritten und weltweitem «Freihandel» alle tierischen Nahrungsmittel, ja überhaupt alle Produkte. Apropos: Wer's einfach billigst haben will, lebt nicht nur auf fremde Kosten, sondern leistet der eigenen Erwerbslosigkeit Vorschub.

Die Intensivhaltung von Nutztieren aller Gattungen nahm nach Ende des Zweiten Weltkriegs rasch zu. 1964 publizierte die Engländerin Ruth Harrison unter dem Titel «Tiermaschinen» einen schonungslosen Bericht. Ihr Buch verursachte Aufruhr und zwang die britische Regierung zur Einsetzung einer Kommission. Diese bestätigte Ruth Harrisons Bericht und schlug – erstmals in der Geschichte – Mindestanforderungen für die Haltung von Nutztieren vor. Sie blieben freilich bloss Empfehlungen.

Es bedurfte des langsam wachsenden Drucks von Tierschützer/innen und der beharrlichen Kleinarbeit einzelner Menschen, um die Lage der Nutztiere zu verbessern. Zum Beispiel Prof. Ingvar Ekesbo, dessen Forschungen an der schwedischen Hochschule für Tiermedizin wohl mit dazu beitrugen, dass Schweden Ende der achtziger Jahre eines der strengsten Tierschutzgesetze in Kraft setzte. Ekesbo hatte nachgewiesen, dass «moderne» Haltungssysteme die Tiere anfälliger für Krankheiten machen und dass artgerechte Tierhaltung wirtschaftlicher ist.

Positive Forschungsansätze waren auch in der Schweiz hin und wieder möglich, zum Beispiel an der Eidg. Forschungsanstalt für Agrarwirtschaft



Tierfabriken belasten auch Landschaft und Umwelt.

und Landtechnik in Tänikon (FAT). Hier wirkte der Tierarzt und Ethologe Josef Troxler, ein Schüler von Ekesbo (und seit 1996 Professor für Tierhaltung und Tierschutz an der Veterinärmedizinischen Universität in Wien). An der FAT wurde damals unter anderem der Offenfrontstall perfektioniert: ein System, das den gruppenweise gehaltenen Mastschweinen zwar keinen Auslauf ins Freie gewährt, aber eine Sommer und Winter geöffnete Stallwand sowie geräumige und eingestreute Buchten. Dabei entdeckte man, dass Schweine saubere Tiere sind, die von sich aus nicht ins eigene Nest koten, sofern der Stall in Ruhe- und Aktivitätsbereiche unterteilt wurde.

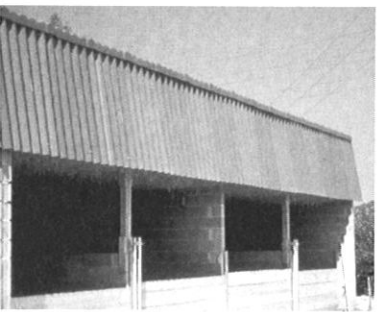


FOTO: FAT

Offenfrontstall – eine Vorstufe zur Freilandhaltung.

– Troxlers Kollege Detlef Fölsch entwickelte als Assistent und Lehrbeauftragter an den Zürcher Hochschulen ein Voliersystem, damit die Legehennen in den geschlossenen Hallen wenigstens die für Vögel wichtige dritte Dimension nutzen konnten. Die Freilandhaltung hingegen hatte Fölsch vor seiner Berufung 1995 auf den Lehrstuhl für Nutztierethologie und artgerechte Tierhaltung in Witzhausen (D) weitgehend in seiner Freizeit fördern müssen.

Bis heute ist die Sorge für das Wohl der Tiere nur in wenige Köpfe der Branche vorgedrungen. An den Schweizer Hochschulen wird Nutztierethologie, die Wissenschaft vom artgemässen

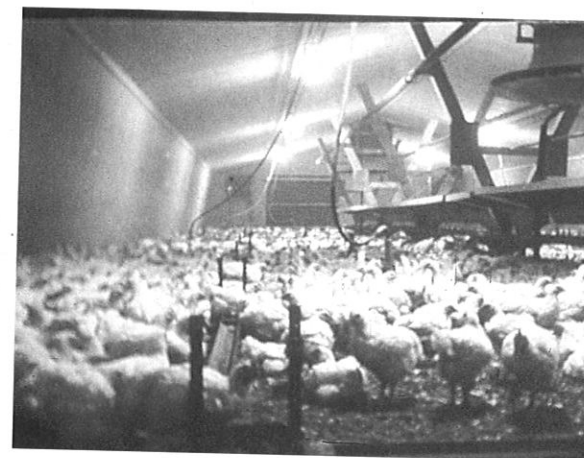
Verhalten der Tiere, kaum gelehrt; in den neunziger Jahren wurde sie sogar weiter reduziert. Pensionierte Dozenten werden nicht voll ersetzt, Fachleute wie Fölsch zur Emigration an ausländische Hochschulen gezwungen. Kein Wunder, ist die artgemässe Tierhaltung an den Landwirtschaftsschulen immer noch ein Randthema – in einem Land, dessen Bauern drei Viertel ihres Ertrags aus der Tierhaltung erwirtschaften!

Weltweit wird bis heute der grössere Teil der Nutztiere in einer Weise gehalten, die ihren Bedürfnissen keineswegs gerecht wird. Erst in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre begannen sich mehr Menschen Gedanken hierüber zu machen und sich zu wehren. Drei Millionen Bundesdeutsche verlangten von ihrem Landwirtschaftsminister «Nahrung ohne Tierquäle-

rei». Und 1977 forderten 250 000 Schweizer/innen mit einer Petition die Abschaffung der Käfighaltung von Hühnern.

Das 1978 vom Parlament genehmigte Tierschutzgesetz trug solchen Anliegen Rechnung und erreichte in der Volksabstimmung eine selten hohe Ja-Mehrheit von 85 Prozent. Dem zum Trotz hat der Bundesrat dieses Gesetz mit der 1981 von ihm erlassenen Verordnung eher ab- als ausgeführt. Tierquälerische Haltungen wie etwa die Fixierung von Muttersauen blieben toleriert (► A2). Wo Verbesserungen vorgeschrieben wurden, räumte man den Betrieben eine Umstellfrist von zehn Jahren ein, die von Tierhaltern und Vollzugsbehörden verschlafen wurde. Einzig die von der damaligen Petition direkt angegriffene Eierbranche hielt sich ans neue Gesetz; Ende 1991 gab es zumindest keine Batteriebetriebe mehr.

Das Batterieverbot hat der Schweiz weltweit Anerkennung gebracht und Schweden zum gleichen Schritt ermutigt. Nachdem aber die Europäische Union 1997 die Rücknahme des schwedischen Verbots verlangt hat, ist offen, wie lange die Schweiz noch mit Anerkennung rechnen darf. Zuviel Anerkennung haben wir ohnehin nicht verdient. Die vom Bund als Ersatz zugelassenen «Bodenhaltungs»-Systeme sind nur in Anführungszeichen «tierfreundlich». Auch sie dienen der fabrikmässigen, bodenunabhängigen Hühnerhaltung; die Freilandhaltung ist trotz zunehmender Tendenz die Ausnahme. Das Batterieverbot hat vor allem den Stallbaufirmen etwas gebracht.

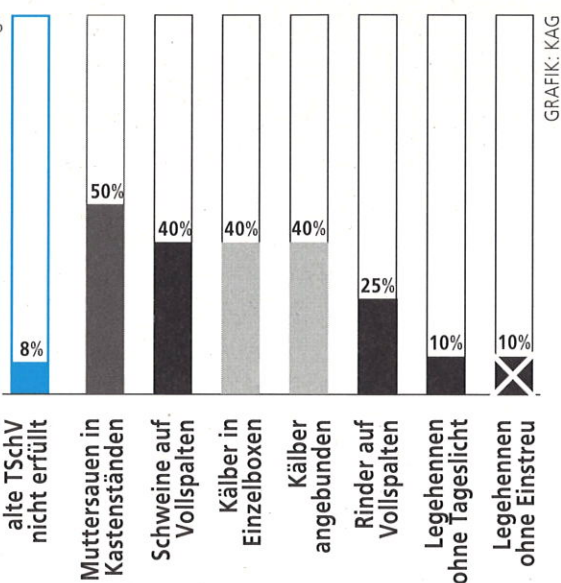


«Bodenhaltung»: Die Hühner haben sich die Alternative zur Batterie anders vorgestellt. Die Konsument/innen übrigens auch.

Überdies gilt das Batterieverbot nur für im Inland produzierte Eier. Die Schweiz deckt seit Jahrzehnten rund die Hälfte ihres Eierkonsums mit importierten Eiern; davon stammen weitaus die meisten Batterien. Wir haben seit Anfang der achtziger Jahre wiederholt ein Importverbot für Batterieier und andere Agrarprodukte verlangt, deren Herstellung den schweizerischen Tier- und Umweltschutzgesetzen nicht entspricht. Diese Forderung

wurde später von verschiedenen Organisationen geteilt, auch vom Schweizer Bauernverband und vom Schweizer Gewerkschaftsbund. Der Bundesrat lehnte ein Importverbot aber ab, da es dem Prinzip des «Freihandels» widerspräche und deshalb weder EU- noch GATT-konform sei. Dieser «liberalen» Philosophie, die das Volk zwar über ein Tierschutzgesetz abstimmen lässt, aber nicht darüber, ob Tierschutz oder Freihandel Vorrang haben sollen, konnte selbst das Parlament nur mit Mühe folgen. 1993 unterstützten beide Räte eine Petition des Vereins gegen Tierfabriken, die ein Verbot des Imports von Batterieiern forderte – bis heute folgenlos ...

Wie halten die Schweizer Bauern ihre Tiere?



GRAFIK: KAG

Weil der Bund keinen Überblick über den Vollzug hatte, befragte die KAG im September 1996 alle 26 Kantonstierärzte. 13 von ihnen gaben Auskunft; die von uns auf die Schweiz hochgerechneten Werte könnten daher effektiv noch höher liegen!

Anteil der Betriebe mit Stallsystemen, die ...

- schon die alte TSchV* (1981) verboten hatte;
- die neue TSchV (1997) ab 2002 verbietet;
- die neue TSchV ab 2007 bloss einschränkt;
- die neue TSchV nur bei Neu-/Umbau verbietet;
- ⊠ die auch die neue TSchV gar nicht verbietet.

* TSchV = Tierschutzverordnung

Ähnlich zäh war in den neunziger Jahren das Ringen um eine Verbesserung der Tierschutzverordnung. Das federführende Bundesamt für Veterinärwesen sah sich konfrontiert mit zahlreichen, gut begründeten Forderungen der Tierschutz-Organisationen. Die Bremsmanöver der Tierfabrikanten-Lobby waren wohl noch zahlreicher und hatten in bedeutenden Berner Vorzimmern «unter Freunden» mehr Gewicht. Dementsprechend fiel der 1995 präsentierte Revisionsentwurf aus: Kastenstände wären erlaubt geblieben, Vollspaltenböden sollten erst bei Umbauten entfernt werden müssen, Qualzuchten wären nicht verboten worden, et cetera. Viele Ställe waren nun mal schon so eingerichtet (► Grafik), und damit basta!

Der Protest der Tierschutz-Organisationen bewirkte geringfügige Verschärfungen beim Überarbeiten der Verordnung – welche aber vom verantwortlichen Bundesrat, Jean-Pascal Delamuraz, Ende Februar 1997 zu aller Überraschung zurückgezogen wurde, zugunsten einer angeblich «qualitativen» Revision des ganzen Tierschutzrechts. Nur drei Monate später zeigte der Bundesrat, was «qualitativ» heissen soll: Er erliess doch noch eine «neue» Tierschutzverordnung, nämlich eine stark abgeschwächte Version der zwei Monate zuvor zurückgezogenen Vorlage ... (► A2).

Bisher stand die Schweiz – besonders bei ihren eigenen Vollzugsbehörden und Tierhaltern – im Ruf, das strengste Tierschutzgesetz der Welt zu haben. Ob wir diesem Ruf endlich auch in der Praxis gerecht werden, hängt nicht zuletzt davon ab, wie konsequent wir einkaufen.



FOTO: MANFRED REUTHER

Alle Tiere ins Freiland!



Auch im Winter ins Freie – für die meisten Tiere bleibt's ein Traum.

Es begann recht unappetitlich

2

Hartnäckig nachgefragt

Die Geschichte der KAG beginnt mit einem «Zufall», bei dem das, was sich tatsächlich ereignet, dem widerspricht, was wir aus Gewohnheit erwarten. Am 3. Mai 1972 kauft Lea Hürlimann in der Migros-Filiale Zürich-Gutstrasse Kalbslunge und setzt damit ihrer Karriere als Kunstmalerin ein jähes Ende. Das ahnt sie damals nicht; jäh ist zunächst einzig ihr Entsetzen, als sie zu Hause beim Zerkleinern der Lunge in einen faustgrossen Eiterpfropfen schneidet.

Lea Hürlimann will es wissen, sie greift zum Telefon. Der Migros-Einkaufsdirektor versucht, sie zu beruhigen: Bei der Kälbermast träten halt Abszesse und Lungenentzündungen immer häufiger auf, was man den Tieren leider nicht ansehe. Er lädt sie zur Besichtigung eines modernen Viehmastbetriebs ein und verweist sie im übrigen an den Direktor des Schlachthofs Zürich. Dessen Sekretär rät ihr, Kontakt mit dem Konsumentinnenforum aufzunehmen; «die könnten sich ja auch einmal um unsere Fleischpolitik kümmern».

Anruf bei der städtischen Lebensmittelkontrolstelle. Dort erklärt Inspektor Kümmerli (Name geändert) die Aussagen des Migros-Einkäufers für undurchsichtig und stimmt stattdessen ein Loblied auf den verantwortungsvollen Schlachthofdirektor an, der hier zuständig sei. Lea Hürlimann ist erstaunt: dass Metzger sich selber kontrollieren, entspricht nicht ihrer Vorstellung von Gewaltentrennung. Erste Ahnung eines Abwehrsystems der Branche, das Kritik leerlaufen lassen soll.



Endlich, ab 2002, ist für Kälber Gruppenhaltung vorgeschrieben. Doch wie lang wird's dauern, bis das durchgesetzt ist?

Nun ruft der Migros-Einkäufer bei Lea Hürlimann an. Er hat von ihrem Anruf beim Gesundheitsamt Kenntnis. Zweite Ahnung von Filz. Wenig später steht er unter der Tür, um das Corpus delicti abzuholen und es im Migros-Labor untersuchen zu lassen, erhält aber nur ein Stück davon.

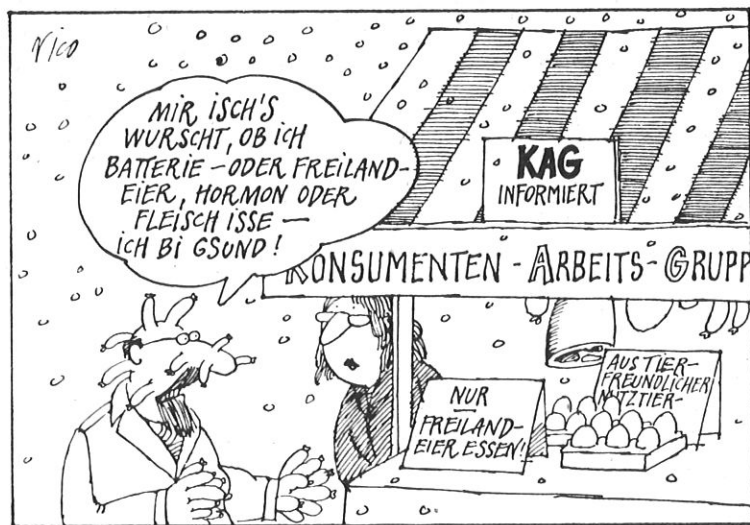
Am nächsten Tag erneut Anruf im Schlachthof. Der Sekretär vermeldet, sein Chef sei gerade im Betrieb, er werde aber zurückrufen – er habe ihre Telefonnummer bereits von Inspektor Kümmerli. Dritte Ahnung. Wenig später ruft der Direktor tatsächlich an. Er erklärt den Betriebsablauf: Acht Veterinäre untersuchen die Schlachttiere; aber natürlich könne man «den lebenden Tieren nicht zuerst noch die Temperatur messen».

Lea Hürlimann lässt nicht locker: «Aber einem Kalb müsste man bei der Anlieferung doch ansehen, wenn es an Lungenentzündung erkrankt ist, und den Tierhalter rügen!»

«Alle Tiere machen nach dem Transport zu uns diesen Eindruck.»

«Also ist es Glücksache, wenn ich Lunge ohne Eiter kaufe? Soll ich besser nur noch Schnitzel kaufen?»

«Oh nein, das kann bei jedem Stück Fleisch passieren. Wir mussten schon einmal tonnenweise Schweinsbratwürste vernichten.»



CARTOON: NICO

«Lässt sich denn nachträglich feststellen, welcher Veterinär welches Fleisch kontrolliert hat?»

«Nein, das kann man nicht feststellen, das wäre viel zu aufwendig.»

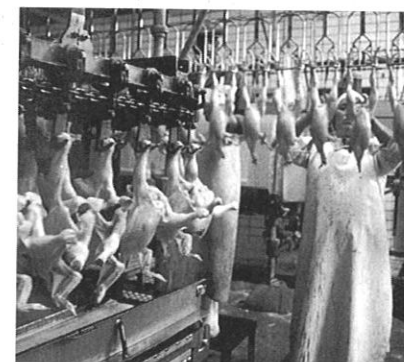
«Das heisst also: Weil die Fleischkontrolle nicht zu viel kosten darf, ist sie so unsicher, dass im Zweifelsfall tonnenweise Fleisch vernichtet werden muss – die Kosten hierfür berappen wir Konsument/innen über höhere Steuern. Da dürfen wir doch mehr Sicherheit verlangen! Warum verpflichtet man die Einkäufer nicht, anhand des Stempels Ort und Datum der Schlachtung zu notieren?»

«Sehen Sie, diese Mehrarbeit können Sie doch niemand zumuten. Das würde den Fleischpreis nur noch mehr in die Höhe treiben...»

Zweiter Anruf bei Inspektor Kümmerli. Der spricht nun fast schon wie der Schlachthofdirektor und findet Eiter im Fleisch nicht so gravierend – ein Risiko, das man als Konsument/in halt auf sich nehmen muss. Was ihre Vorschläge zur Verbesserung der Fleischkontrolle betrifft, rät er, mit Nationalrat Suter Kontakt aufzunehmen, der zur Führung der Migros gehört. Vierte Ahnung.

«Zufall», Mitgefühl und Beharrlichkeit: Aus dieser Mischung ist die KAG geboren. Und dank dieser Mischung ist es uns gelungen, in bisher 25 Jahren das unverrückbare Beispiel dafür zu setzen, wie die Nutztierhaltung durch gezielte Nachfrage verbessert werden kann.

Die eitrige Lunge musste ausgerechnet bei Lea Hürlimann landen. Die meisten Konsument/innen haben solche Ekelbräten wohl einfach weggeworfen und die Sache auf sich beruhen lassen. Lea Hürlimann hingegen recherchierte weiter. Was sie über die Zustände in der Nutztierhaltung erfuhr, besprach sie mit ihren Bekannten und bei Treffen der damaligen «Arbeitsgemeinschaft Umwelt (AGU)» an den Zürcher Hochschulen, einem Kreis von aktiv Veränderungswilligen aus der Öko- und Anti-AKW-Bewegung. Einige liessen sich von Lea Hürlimanns Hartnäckigkeit zum Mittun



Geflügel: am Fließband, noch im Tod. Und der Mensch?

anstecken, unter ihnen der Rechtsanwalt und spätere Präsident der Schweizer Energie-Stiftung, Martin Pestalozzi, der Grafiker Martin Diethelm, der Ingenieur, Journalist und «Alternativkatalog»-Herausgeber Uwe Zahn oder der Tierarzt und Ethologe und heutige Professor Detlef Fölsch.

Nach Monaten intensiver Diskussionen stand die kleine Gruppe schliesslich auf der Zürcher Bahnhofstrasse, um die Zustände per Flugblatt anzuprangern und als Lösung ein anderes Konsumverhalten vorzuschlagen. Weshalb die Journalistin Beatrice Geiser im Gratisanzeiger «Züri-Leu» vom 16. November 1972 folgendes zu berichten wusste:

«Lea Hürlimanns Anstrengungen liefen bereits auf breiter Basis. "Aufgrund meines Engagements hatte ich erkannt, dass die wahren Hintergründe bei der Aufzucht, der Haltung und beim Transport liegen." Die Nutztierhaltung ist heute eine Tempo-Teufel-Mästerei, die widernatürlichen Aufzuchtmethoden für die einen Tierquälerei, für die anderen der einzige Weg, in der Konsumgesellschaft den Anschluss zu finden – für Lea Hürlimann eine Herausforderung, Veränderungen zu erwirken.»

Der hier ausschnittsweise zitierte Artikel belegte bloss eine Viertelseite im Innern einer Zeitung, die zweimal wöchentlich gratis in allen Briefkästen der Stadt Zürich steckte und dementsprechend oberflächlich zur Kenntnis genommen wurde. Ein nettes Artikelchen ohne konkreten Aufruf, heute überflogen und morgen schon vergessen. Doch das Unwahrscheinliche geschah: 1700 Leser/innen schrieben der Redaktion, dass sie die Arbeit von Lea Hürlimann unterstützen möchten.

Da ging es der Kunstmalerin wie einst Winkelried in der Schlacht bei Sempach, der als Bresche in die undurchdringliche Wand der österreichischen Speere gestossen wurde und gerufen haben soll: «So schupfed doch nöd eso dahine!» Welcher noch gar nicht gegründete Verein bekommt denn schon auf einen Schlag über tausend interessierte Mitglieder? Die unverhoffte Chance musste sofort genutzt werden. Lea Hürlimann blieb nichts anderes übrig, als den Pinsel aus der Hand zu legen und – ohne Vorkenntnisse, mit einem Minibüro im ehelichen Schlafgemach – die eben erst begonnene Nebenbeschäftigung zur Berufung zu machen. Sie kann dabei zum Glück auf den Rat von Freunden und auf die sporadische Hilfe zahlreicher Hausfrauen und Studenten zählen.

Die Mitgründer der KAG:



Uwe Zahn
Ingenieur, Journalist,
Ökopianier



Heinz Hürlimann,
Elektro-Ingenieur
(Vorstand bis †1991)

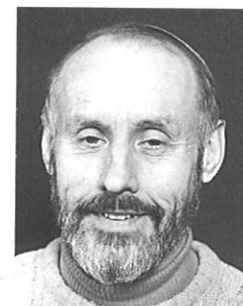


Martin Diethelm, Grafiker,
Fotograf, Schöpfer
des KAG-Zeichens

Im Lauf von 25 Jahren haben die KAG besonders stark mitgestaltet:



Martin Pestalozzi,
Rechtsanwalt
(Vorstand 1975–82)



Detlef Fölsch, Tierarzt,
Ethologe, heute Professor
in Witzenhausen (D)



Hans Vock, Bauer
(Vorstand 1987–95,
Präsident 1991–94)

sowie Ruedi Albonico ► Seite 41



Weide mit Gebüsch: Hier fühlen sich Hühner sicher und zu Hause.



Zur Gefiederpflege muss Hühnern ein Sandbad zur Verfügung stehen.

Warum es nicht mit Fleisch begann

3

Das Gelbe vom Ei

Am Anfang stand die Forderung, dass Tiere in der Landwirtschaft ihrer Art gemäss gehalten werden müssen – und die Idee, dass dies zu erreichen sei, wenn die Konsument/innen sich darum kümmern. Wir waren überzeugt, dass die meisten Menschen den Tieren unnötiges Leiden ersparen wollen.

Trotz des Ursprungs unserer Idee begannen wir nicht beim Fleisch. Denn Fleisch ist ein heikles, schnell verderbliches Produkt, das strengen behördlichen Auflagen unterliegt und kostspielige Einrichtungen voraussetzt. Das Ei hingegen ist von Natur aus perfekt verpackt und deshalb mit weniger behördlichen Auflagen belastet – zumindest war das damals so, als Salmonellen noch kaum Schlagzeilen machten. Zudem ist der Aufbau einer dezentralen Vermarktung mit Eiern einfacher: jedes Geschäft, das KAG-freiland-Eier anbieten will, kann sie von Höfen aus der Region beziehen.

Der Anfang war für unsere Handvoll engagierter Laien auch so schwer genug. Zunächst mussten wir Bauern finden, die bereit waren, ihren Hühnern täglich Auslauf ins Freie zu gewähren – was zu Beginn der siebziger Jahre absolut nicht die Regel war. Auf Sonntagsfahrten über Land machten Lea und Heinz Hürlimann bei jedem Hof halt, um den herum noch ein paar Hühner spazierten – gehalten zur Selbstversorgung, nachdem der bäuerliche Eiermarkt unter den Dumpingpreisen der Eierindustrie zusammengebrochen war. Im Gespräch liess sich die eine oder andere Bäuerin überzeugen, dass die ersten 1700 KAG-Mitglieder Freiland Eier kaufen möchten. Leerstehende Hühnerställe samt Auslauf wurden wieder in Betrieb genommen. Dank initiativen Bäuerinnen gelang es uns, aus einem Hobby einen Produktionszweig zu machen; mit Freiland Eiern hat manch ein Betrieb sein Einkommen verbessert. Und Schritt um Schritt wuchs in gegenseitiger Selbsthilfe ein Netz von Höfen und Konsument/innen.

Doch wie kommen Eier vom Bauernhof in die Stadt? Zu Beginn übernahmen einige aktive Mitglieder den Transport vom Hof und die Verteilung an die Haushalte. Später konnten wir selbständige Detailgeschäfte für den Verkauf von KAG-freiland-Eiern begeistern. Von Grossisten und Filialketten wollten wir jedoch nichts wissen. Die stark zentralisierten Strukturen im Schweizer Detailhandel waren ja ein Teil des Problems. Ihre Billigeier-Politik war mitschuldig am Verschwinden der herkömmlichen Freiland-Hühnerhaltung – und des bäuerlichen Selbstbewusstseins. Unser Freilandeier gehörte in unabhängige Detailgeschäfte! Dank guter Presse wuchs das Netz der KAG-Hühnerhöfe und der Verkaufsstellen, und Hürlimanns Sonntagsfahrten über Land konnten bald eingestellt werden.

Dafür mussten wir uns immer intensiver in die Agrarpolitik des Bundes einschalten, deren Weichen zusehends in die entgegengesetzte Richtung gestellt wurden (► A3). Wir machten Vorschläge für Deklarationsvorschriften, die es der Kundschaft erlauben, tierfreundliche Produkte von andern zu unterscheiden – und müssen bis heute dafür kämpfen. Wir verlangten die Förderung dezentraler Strukturen in der Landwirtschaft, um der Tendenz zu Tierfabriken entgegenzuwirken – die bis heute nicht gebannt ist.

Der Aufbau eines Markts für Freilandeier war harte tägliche Arbeit. Weil wir in keiner Hinsicht Vorbilder hatten, mussten wir alle Lernschritte selber machen. Zu Beginn waren wir überzeugt, dass es genüge, mit den Höfen eine einfache Vereinbarung zu unterzeichnen. Wir mussten ja vor allem von den Bauern lernen; wie hätten wir detaillierte Vorschriften machen können? Wer KAG-freiland-Eier verkaufen wollte, musste sich damals einfach verpflichten, allen Hühnern täglich Auslauf zu gewähren, jedes Ei mit dem KAG-freiland-Stempel zu versehen, diesen aber nicht für andere Eier zu verwenden. Als Gegenleistung setzten wir einen Mindestverkaufspreis zur Deckung des Mehraufwands fest und boten Absatzvermittlung an.



Läden für unsere Freiland-eier zu finden war am Anfang nicht so einfach.

In der Praxis war alles viel komplizierter. Was heisst: täglicher Auslauf? Von wann bis wann? Und wenn es regnet, schneit, stürmt oder kalt ist? Wie gross muss die Auslaufläche für eine Hühnerschar sein? Viele Fragen mussten wir im aufwendigen Versuch-Irrtum-Verfahren lösen. Wir suchten nach vergriffener Fachliteratur aus vorindustriellen Agrarzeiten; aber wie bei den Bauernregeln war nicht alles dort Enthaltene hilfreich; wir mussten es mit den Augen der Liebe lesen, um das Gute zu finden. Gelegentlich erhielten wir fachliche Hilfe, so vor allem ab 1979 mit der gut gebilderten Anleitung für die Freilandhühnerhaltung von Detlef Fölsch, die wir Interessierten zur Verfügung stellen konnten. Ein Ausnahmefall. Denn die Vorgesetzten von Forschungsanstalten und Hochschulinstituten sind kaum interessiert an der Freilandhaltung, ganz zu schweigen von ihren agroindustriellen Auftraggebern.

Die Erfahrung lehrte uns, dass unsere Vereinbarung auf jedem Hof wieder anders ausgelegt wurde. Daher begannen wir, regelrechte Verträge abzuschliessen, die im Lauf der Jahre mehrmals verbessert und verschärft wurden. Heute gehören zu jedem Vertrag detaillierte Reglemente über Mindestanforderungen an die Haltung der einzelnen Tierkategorien, über Kontrolle, Deklaration und Vermarktung – Papiere, auf denen unser Erfahrungsschatz zusammengefasst ist. Manche Betriebe hatten früher die Hühner bei schlechtem Wetter nicht ins Freie gelassen, aus Unwissenheit oder mangels gedecktem Schlechtwetterauslauf. In andern Fällen blieben die Hühner trotz offener Tür «freiwillig» im Stall, weil Struktur und «Möblierung» des Auslaufs ihren Bedürfnissen nicht entsprachen und Schutz vor Sonne, Wind und Greifvögeln,



Täglich ins Freie, auch bei Regen und im Winter: dank einem gedeckten, permanent zugänglichen Schlechtwetterauslauf.

Sandbad oder Tränke fehlten. Manchmal fehlten Sitzstangen im Stall, enthielten die Legenester keine Einstreu oder waren Hühner mit gekürzten Schnäbeln zugekauft worden. Dank intensiver Beratung und guten Beispielen ist heute auf allen Vertragsbetrieben ein hoher Standard der Freiland-Hühnerhaltung erreicht.



Freilandhühner brauchen nicht nur eine grüne Wiese, sondern auch Büsche, Schatten, Tränke . . .

Eier unter dem festgesetzten KAG-Mindestpreis verkauft wurden. Viele Betriebe wollten nicht verstehen, dass die Verbreitung echter Freilandhaltung nur möglich ist, wenn Aussicht auf kostendeckende Preise besteht (► 1, Grafik Preise).

Auch der KAG-Hühnerhof ist kein Paradies. Dank höheren Eierpreisen können wir Verbesserungen bei der Tierhaltung erreichen. In anderen Fragen, die weniger direkt mit dem Produkt zusammenhängen und darum nicht mit ihm zusammen «verkauft» werden können, sind bessere Lösungen noch im Wunsch-Stadium. Zwei Beispiele: Heute werden auch Freilandhühner meist im Alter von anderthalb Jahren geschlachtet, nämlich vor der ersten Mauser, während der die Hennen ihr Federkleid erneuern und

Es waren aber meist nicht Mängel in der Tierhaltung, die uns in den ersten zwölf Jahren zwangen, etwa 1000 Verträge wieder aufzulösen (rund die Hälfte aller Höfe, die im Laufe jener Zeit zur KAG gekommen waren). Viel öfter waren Vertragsbestimmungen bezüglich Deklaration oder Vermarktung verletzt worden. Auf einigen Höfen war der Eierstempel «verschwunden», andere Höfe weigerten sich, die Eierschachteln mit der neu eingeführten Garantiebanderole (► 4) zu versiegeln. Besonders oft mussten wir Verträge kündigen, weil die

wochen- bis monatelang kaum Eier legen. Ältere Hühner «rentieren» heute nicht. Die Legeleistung nimmt gewichtsmässig zwar eher zu, stückmässig aber nimmt sie ab. Vor einem Jahrhundert schrieb Meyers Conversationslexikon noch, dass Legehennen ihr Leistungsoptimum im Alter von sieben Jahren erreichen! Je älter das Huhn, desto weniger, aber grössere Eier legt es: so gross, dass sie nicht mehr in die Normschachtel passen.

Weil Eier – im Gegensatz zu den andern Lebensmitteln – nach Stück und nicht nach Gewicht verkauft werden, ist es für die Bäuerin rentabler, wenn sie alle Hühner schlachten lässt, bevor sie eigentlich in ihr bestes Alter kommen, und sie durch Junghennen ersetzt. Die kosten zwar immerhin etwa 20 Franken; dafür spart sie den Lohn für den «Ausmerzer», der früher regelmässig auf die Höfe kam, um die Legefähigkeit jedes Huhns zu überprüfen. Für kleinere Betriebe lohnt es sich, die Überprüfung selber durchzuführen; wir geben gerne ein Merkblatt dazu ab.

Die Schlachtung ganzer Herden noch junger Tiere ist ein lebensfeindlicher Unsinn, der überwunden werden muss. Darum setzen wir uns seit langem, aber bisher vergeblich, für einen Eierpreis nach Gewicht ein. Das würde auch grössere Betriebe motivieren, ihre Hühner nicht einfach routinemässig und zu früh zu schlachten.

Nicht minder lebensfeindlich beginnt das Leben der meisten Legehennen. Die Hälfte der Küken sind Männchen, legen also keine Eier. Sie eignen sich aber auch nicht zur Pouletmast, weil sie aus einer einseitig auf hohe Legeleistung programmierten Zuchtlinie stammen. Daher werden männliche Küken wenige Stunden nach dem Schlüpfen vergast oder verhäckselt – allein in der Schweiz jährlich zwei Millionen Tiere! Dabei wird das Tierschutzgesetz grob missachtet, da viele Küken bei Bewusstsein qualvoll verenden.

Die Wurzel des Problems reicht tief: Arbeitsteilung und wirtschaftliche Konzentration sind bei



Müssen nach dem Schlüpfen qualvoll sterben, weil «unnützlich»: die männlichen Küken der Legehennen.



Naturnahe Brut und Aufzucht sind heute sehr selten, denn Aufwand und Risiko trüge der Hof allein.

keinem Nutztier derart fortgeschritten wie beim Huhn. Wenige internationale Konzerne produzieren «Elterntiere», wenige grosse Brütereien stellen aus deren Eiern «Eintagesküken» her, die von spezialisierten Züchtereien bis zur Legereife grossgezogen und erst dann an die Hühnerhalter verkauft werden. Hühnerhalter/innen, die selber für Nachzucht sorgen, sind die grosse Ausnahme; die Zucht stellt grosse Anforderungen und macht sich im kleinen nicht mehr bezahlt.

Anfang der neunziger Jahre verursachten Presseartikel über den Bibeli-Massenmord breiten Protest. Das ermutigte uns, ein Projekt vorzustellen, wie das uns längst bewusste Problem an seiner Wurzel zu lösen ist: zurück zu lokaler Zucht und zu «Zweinutzungshühnern» mit guter Lege- wie auch guter Fleischleistung. In einem ersten Schritt gelang uns 1995 zusammen mit dem Schweizer Tierschutz STS der Nachweis, dass die Freilandmast von männlichen Küken konventioneller Legelinien möglich ist. In einem zweiten Schritt suchen wir seit 1997 nach Zweinutzungs-Kreuzungen, die sich besser für das Leben im Freiland eignen als die bemitleidenswerten Resultate heute üblicher Zucht.

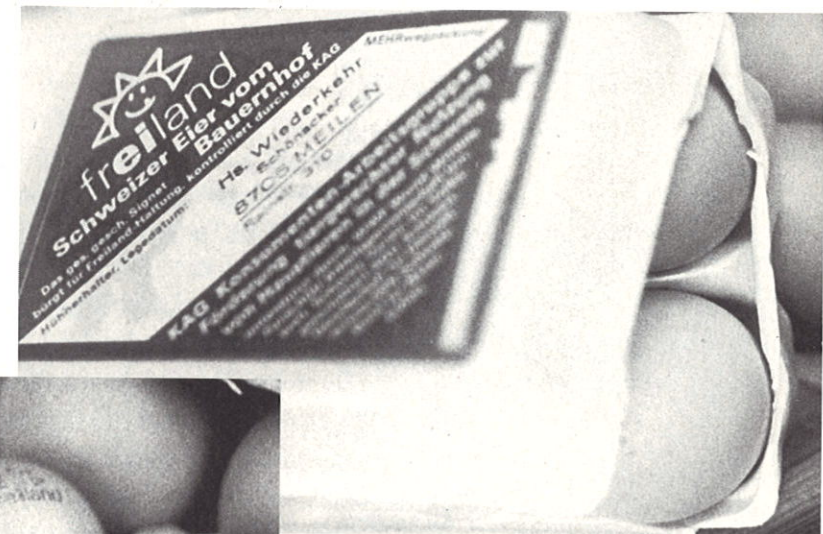
Reformhaus zaubert «Freilandeier»

4

Die Geburt der KAG-Banderole

Was nützt die beste Tierhaltung, wenn ihr der Markt von Trittbrettfahrern streitig gemacht wird, die ihren Tieren weit weniger bieten? Mit dieser Überlegung legten wir von Anfang an grossen Wert auf eine klare und kontrollierbare Deklaration.

KAG-Freiland-Eier verlangen vom Bauern mehr Aufwand und lösen dafür einen höheren Preis. Das ist eine Versuchung für gerissene Konkurrenten, Eier minderer Herkunft mit dem KAG-Prädikat zu «vergolden» und unverdienten Gewinn einzustreichen. Zum Schutz hiervoor mussten KAG-



Bis 1983 wurden die gestempelten KAG-freiland-Eier in einer unverschlossenen Schachtel mit dieser Klebetikette verkauft.

freiland-Eier seit je auf dem Hof mit dem grünen KAG-freiland-Zeichen gestempelt werden. Zudem war die Eierschachtel mit einer KAG-Klebetikette und der vollen Hofadresse zu versehen. Zur Sicherheit stellten wir die Stempel – mit denen selbstverständlich nur Eier aus eigener Freilandhaltung gekennzeichnet werden durften – stets per Einschreiben zu und forderten sie nach einer Vertragsauflösung zurück. Wir scheuten keine Mühe, aber...

Im Dezember 1982 entdeckte eine aufmerksame Kundin in einem Zürcher Reformhaus ungestempelte Eier in KAG-Schachteln. Von der Verkäuferin erfuhr sie, dass es sich um Eier handle, die der Chef selber einkaufte. Die Kundin rief im damaligen KAG-Sekretariat in Oberhofen ZH an. Helle Aufregung bei uns. Da hatte ein Reformhaus den guten Willen seiner Kundschaft schamlos ausgenutzt, welche die leeren Schachteln in den Laden zurückbrachte, damit der KAG-Bauer sie wieder verwenden könne. Willig bezahlte die Kundschaft den höheren KAG-Preis. Wie hätte sie ahnen sollen, dass die Schachteln mit der KAG-Etikette wesentlich billigere Eier unbekannter Herkunft enthielten? Falls überhaupt jemand fragte, wo denn der KAG-Stempel auf den Eiern geblieben sei, dem wurde beschieden, das

Stempeln sei für den Bauern ein blödsinniger Mehraufwand, den er lieber seinen Tieren zukommen lasse. (Der Aufwand des Stempelns ist freilich im von uns festgesetzten Mindestpreis berücksichtigt.) Im übrigen kenne man den Bauern und seinen Betrieb, wunderschöne Tierhaltung, sage ich Ihnen, blabla.

Da gaben wir uns jahrelang Mühe, Bauern und Konsument/innen für die Freilandhaltung zu gewinnen und den so geschaffenen Markt vor Schmutzkonkurrenz zu schützen – und jetzt das! Unsere Enttäuschung und Wut waren gross, aber auch die Angst, wenn das publik werde, sei's aus. Wir reichten sofort Anzeige beim Kantonalen Labor ein, das Täuschung der Kundschaft von Amtes wegen verfolgen müsste – es wies uns an die Bezirksanwaltschaft weiter. Diese beauftragte



Mit der Garantiebanderole versiegelt: die Schachtel KAG-freiland-Eiern.

die Kantonspolizei mit Abklärungen; danach verlief die Sache im Sand. Mit einer «Bagatelle» mochte sich das Gericht nicht befassen, um so weniger, als die Verkäuferin nicht als Zeugin aussagen mochte, obschon sie mittlerweile anderswo arbeitete. Zähneknirschend nahmen wir hin, dass Täuschung und Betrug bestenfalls nach grossem juristischem Aufwand geahndet werden. Dafür wollten wir unsere Spengelder aber nicht einsetzen. Vordringlich war für uns, zu verhindern, dass unsere Deklaration weiterhin missbraucht werden konnte.

Noch mitten im Ärger haben wir anstelle der Etikette eine Banderole erfunden, die vom Bauern fest um die Schachtel gewickelt und mit einer Klebestelle versiegelt wird. Diese grüne Garantiebanderole (mit gelbem KAG-Signet, genauer Hofadresse und Angaben über Datum, Preis und Gewicht) darf erst vom Endverbraucher aufge-

KAG-Garantiebanderole

Die KAG-Garantie ist einmalig:
 • Geschütztes KAG-freiland-Zeichen auf jedem Ei.
 • Jede Eierschachtel wird auf dem Hof mit der KAG-Garantiebanderole versiegelt.
 • Beim Kauf wissen Sie, woher die Eier stammen.
 • Sie können sich auf dem Hof mit eigenen Augen überzeugen, ob die Hühner ins Freie dürfen.
 • Mengenkontrolle durch abgezeichnete KAG-Garantiebanderolen.
 • Exakte Verträge für KAG-Tierhalter/innen.
 • Regelmässige Hofkontrolle durch KAG-Fachleute.

Die KAG ist ein gemeinnütziger Verein von verantwortungsbewussten Konsument/innen und Produzent/innen. Dank Mitgliedsbeiträgen und Spenden ist die KAG finanziell unabhängig von der Produktion. Darum gilt:

KAG Konsument/innen-Abstimmung für tier- und umweltfreundliche Nahrung
 Engdegasse 12a, 9001 St. Gallen, 071/222 18 18

B I O
 S U I S S E
 KAG-freiland-Eier aus bäuerlicher Freilandhaltung

Produzent/in Preis:

ungekühlt zu verkaufen bis:

Mindestens haltbar bis: siehe obiges Datum + 2 Monate

Nach Ablauf des obigen Datums dürfen Eier nur noch gekühlt (bei max. 5° C) verkauft und gelagert werden.
 Merke: Einmal gekühlte Eier müssen gekühlt verkauft und aufbewahrt werden (max. 5° C)!

6 Eier, netto mindestens 320 g

Das ist ein KAG-freiland-Ei:
 • alle Hühner dürfen täglich ins Freie
 • pro Huhn mindestens 5 m² begrünter Fläche
 • überschaubare Herdengrösse
 • strukturierter Stall mit Einstreu und Tageslicht
 • kontrolliertes Futter ohne Medikamente

Von KAG-Hühnerhalter/innen mit KAG-Klebband verschlossen. Darf erst durch Endverbraucher/in geöffnet werden!

brochen werden. Das ist die bestmögliche Garantie dafür, dass auf dem Weg vom Hof bis zum Verkauf im Laden keine andern Eier in die Schachtel gelangten. Wir lassen die Banderolen vierfarbig und in hoher Auflage herstellen; aus Preisgründen lohnt es sich kaum, heimlich selber ein paar KAG-Banderolen «nachzudrucken». Und weil wir die Banderolen unseren Vertragsbetrieben entsprechend ihrer Hühnerzahl zuteilen und Buch hierüber führen, fliegt es bald auf, wenn jemand versucht, andere Eier mit der KAG-Deklaration zu «veredeln». Grosse Mühe bereitete uns lediglich die Einführung der Garantiebanderole, vor allem, weil viele Betriebe erst überzeugt werden mussten, dass der – im Eierpreis berücksichtigte – Mehraufwand beim Abpacken unabdingbar sei.

Seit dieser Geschichte hat unsere Kontrolle drei Beine:

- 1 Unsere Fachleute kontrollieren periodisch, teilweise auch unangemeldet, die Tierhaltung der Vertragsbetriebe.
- 2 Die Konsument/innen wissen bei jedem Kauf eines KAG-Produkts, auf welchem Hof es erzeugt wurde. Sie können dort jederzeit auf dem entsprechenden Betrieb einen Augenschein nehmen, ohne zuvor eine Zentrale anfragen zu müssen. Die KAG-Betriebe sind verpflichtet, solche Besucher willkommen zu heissen.
- 3 Dank der Buchführung über die Banderolen verfügen wir über eine Mengenflusskontrolle. Sie soll verhindern, dass unter der KAG-freiland-Deklaration etwas verkauft wird, was unseren Anforderungen nicht entspricht. Produzent/innen und Konsument/innen müssen sich auf unsere Deklaration verlassen können, damit sie auch in Zukunft bereit sind, sich für die bestmögliche Haltung der Nutztiere zu engagieren.

Die bei manchen KAG-Betrieben zuerst ungeliebte und von grossen Konkurrenten einst als «viel zu umständlich» belächelte Banderole ist mittlerweile wiederholt nachgeahmt worden, zuerst von ehemaligen KAG-Betrieben, später auch von grösseren Händlern. Die Nachahmungen sind in

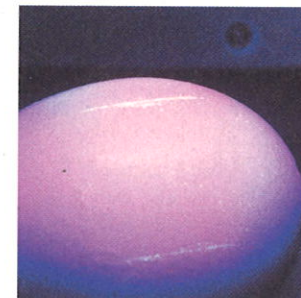


Hühner brauchen Schutz. Konsument/innen auch.

Druck und Grafik billiger, was der geringeren Qualität der Hühnerhaltung auf jenen Betrieben durchaus angemessen ist. Natürlich soll mit einer Banderole der Anschein erweckt werden, die Schachtel enthalte das, wovon wir seit Jahren sprechen. Besonders dreist versucht das die Flawiler Eierhandelsfirma Hungerbühler. Sie bietet seit 1995 «Freilandeier vom Bio-Hof» unter einer Banderole an, für die Grafik- und Textteile von unserem Original «entlehnt» wurden. Im härter gewordenen Konkurrenzkampf um den Eiermarkt greift manche Firma zu verzweifelten Methoden.

Ausgerechnet die Firma Hungerbühler hatte übrigens in unserem amtlich beaufsichtigten Eier-Markttest mit der Ultraviolettlampe vor Ostern 1989 besonders schlecht abgeschnitten: als Verkäuferin von «Freilandeiern» mit Abrollspuren, die typisch sind für die Käfighaltung. Im Durchschnitt aller getesteten Anbieter fanden wir damals bei einem Fünftel aller Eier aus Freiland- oder Bodenhaltung typische Käfigspuren. 1997 hat ein ähnlicher Test der Sendung «Kassensturz» Ähnliches zutage gefördert.

Eigentlich müsste Fälschern das Handwerk ein für allemal gelegt werden. Aber die zuständigen Lebensmittelbehörden werden trotz gesetzlichem Auftrag selten aktiv, sei es, weil sie den Schutz vor Täuschung nicht mehr als wichtige Aufgabe verstehen, sei es, weil ihnen das Personal fehlt. Daher nehmen wir hin und wieder Eier anderer Herkunft unter die Lupe und kämpfen gegen irreführende Deklarationen, um Konsument/innen und anständige Hühnerhalter/innen zu schützen.



Im Licht der Ultraviolettlampe werden die Kratzspuren sichtbar, die das Abrollgitter auf der Haut um die Eischale hinterlässt. 1989 fanden wir auf einem Fünftel aller Eier aus Freiland- oder Bodenhaltung typische Käfigspuren.



**Kleine Hühnerhöfe:
so hat die praktische Arbeit
der KAG begonnen.**

Plötzlich zuviel Hühner

Mit zunehmender Nachfrage nach KAG-freiland-Eiern wurde es für Hühnerhalter/innen attraktiv, nicht nur ein paar Dutzend Hühner zu halten, sondern den Betriebszweig Eier aufzustocken. In den ersten Jahren waren dem noch enge Grenzen gesetzt. Denn Hühnerhaltungen mit mehr als 100 Tieren durften damals nur eingerichtet werden, wenn eine Stallbaubewilligung des Bundesamts für Landwirtschaft vorlag. So versuchte der Bund, die Überproduktion in Schranken zu halten. Vergeblich, wie damals schon deutlich wurde. Ende der siebziger Jahre wurde daher heftig über eine Revision des Landwirtschaftsgesetzes gestritten: über Tierbestände und Beiträge pro Tier. Heftig opponierten wir gegen Forderungen, die pro Betrieb zulässigen Höchsttierbestände hinaufzusetzen, und wurden darin vom WWF Schweiz und weiteren Organisationen unterstützt. Wir setzten uns für eine dezentrale, kleinräumige bäuerliche Produktion ein, die volkswirtschaftlich mehr Vorteile bringt.

Der Bundesrat folgte einer anderen Logik. 1981 erliess er eine Stallbauverordnung mit einer fünfmal höheren Freigrenze. Seither dürfen bis zu 500 Hühner ohne Bundesbewilligung gehalten werden. Zähneknirschend machten wir dies zur Obergrenze für uns selbst: ein KAG-Betrieb darf



**Seit Beginn halfen uns viele
Hobby-Hühnerhalter/innen,
durch ihr Beispiel unser An-
liegen bekanntzumachen.**

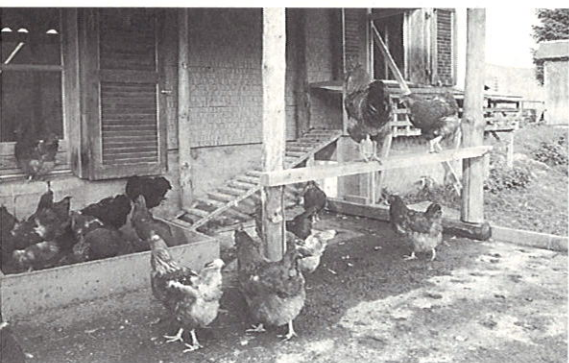
grundsätzlich nicht mehr als 500 Hühner halten. Ausnahmen bewilligen wir nur auf begründetes Gesuch hin und bei mustergültiger Tierhaltung und Deklaration sowie genügender Nachfrage. Dank der dezentralen Vermarktung der KAG-freiland-Eier sind Betriebe mit weniger als 500 Hühnern aber bis heute die Regel.

Mit der Obergrenze von 500 Hühnern pro Betrieb wollten wir verhindern, dass einzelne Betriebe zu gross und für die noch schwache KAG zu eigenmächtig werden. Gleichzeitig hofften wir, so dem Absatzzwang zu Tiefpreisen vorzubeugen, unter dem gerade die grossen Eierbetriebe periodisch litten. Einige KAG-Betriebe freilich kümmerten sich weniger um unsere Bemühungen für ein geordnetes Wachstum als darum, möglichst

rasch ein grosses Stück vom Eierkuchen für sich allein abzuschneiden.

Zum Beispiel Frau H. im Toggenburg, der wir den Kontakt zu zahlreichen Läden in der Stadt Zürich verschafft hatten. Dank unserer Mengenkontrolle (► 4) fiel uns Mitte der achtziger Jahre auf, dass Frau H. weit mehr Eier vermarktete, als von 500 Hühnern gelegt werden können. Das Ende der Zusammenarbeit mit der uneinsichtigen Produzentin kam abrupt und war für beide Seiten

schmerzhaft. Der Wegfall der KAG-Deklaration hinderte Frau H. nicht daran, «ihre» Läden unter eigener Banderole weiter zu beliefern. Für die Läden war die Situation schwierig zu beurteilen; Frau H. kannten sie von der wöchentlichen Anlieferung her «persönlich», während sie mit uns meist nur telefonisch oder brieflich in Kontakt gekommen waren. Es dauerte drei Jahre, bis alle einst von Frau H. belieferten Läden wieder KAG-freiland-Eier führten. Zu guter Letzt hat sich das glaubwürdigere Produkt durchgesetzt,

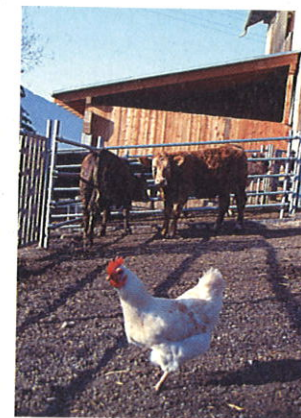


Beschränkung auf kleine Betriebe schützte unseren dezentralen, kleinen Markt.

freilich mit Umtrieben, für die wir zu Unrecht und allein aufkommen mussten.– Ähnliche Umtriebe verursachten uns damals übrigens auch Trittbrettfahrer/innen, die nur so lange unter KAG-Vertrag blieben, bis sie genügend Abnehmer zum von uns erkämpften Preis gefunden hatten.

Manchmal wurde sogar alle Mühe und Geduld unserer Berater schlecht belohnt. Frau T. im Zürcher Oberland hätten wir nach wiederholten, nur teilweise erfolgreichen Beanstandungen eigentlich den Vertrag kündigen müssen. Weil Frau T. aber in familiär und finanziell schwierigen Verhältnissen war und bei Kündigungsdrohung jeweils eine Verbesserung vornahm, drückten wir ein Auge zu – auch, um nicht in Frage zu stellen, was wir für ihre Hühner bereits erreicht hatten.

Mittlerweile war Frau T. dank unserem Ansporn zur gewieften Vermarkterin geworden und vergrösserte ihren Hühnerbestand stetig – ohne Gesuch um eine Ausnahmegewilligung auch über 500 Hühner hinaus. Dabei lag die Düngelastung des gesamten Tierbestands auf dem Betrieb von Frau T. bereits über dem von uns festgelegten Maximum (höchstens 2,5 Grossvieheinheiten pro Hektare im Talgebiet); ganz zu schweigen von der Anbindehaltung der Muttersauen auf dem gleichen Betrieb, an der Frau T. selbst innert grosszügiger Frist nichts verändern wollte. Als wir von Frau T. die Reduktion des Hühnerbestands verlangten, reagierte sie äusserst heftig. In ihren Augen war die KAG keine Nutztierschutz-, sondern eine Absatzorganisation für sozial nicht so gut abgedeckte Bäuerinnen und Bauern. Frau T. war selbst durch Zureden ihres wichtigsten Eierkunden nicht zu bewegen. Ende der achtziger Jahre blieb uns nichts anderes übrig, als auch diesen Vertrag zu kündigen. Wir wollten nicht riskieren, dass erneut eine Hühnerhalterin den Zürcher Markt zum Nachteil von Produzent/innen mit vorbildlicher Freilandhaltung zu dominieren begänne.



Am Anfang kein selbstverständliches Bild – da waren wir froh, wenn ein Betrieb wenigstens die Hühner ins Freiland liess.

Freilandhühner machen keine Sommerferien

Anlass zu plötzlicher Aufstockung der Hühnerbestands war oft, dass Läden vor Ostern oder Weihnachten mehr Eier verlangten – die Bäuerin im Sommer dann aber auf dem Eierberg einer vergrösserten Hühnerschar sitzen liessen. Tatsächlich legen Hühner naturgemäss im Sommer am meisten Eier, also just dann, wenn viele Familien in den Ferien weilen und das warme Wetter die Lust auf Eier dämpft. Umgekehrt ist die Nachfrage nach Eiern besonders gross an Ostern und Weihnachten, während das natürliche Angebot dann keine Spitzen kennt.

Die Eier-Industrie löste das Problem des nicht saisongerechten Eierkonsums auf ihre Weise: Die Mauser der Hühner, nämlich die Umstellung des Gefieders vom Sommer auf den Winter, während der die Eiablage ruht, wurde durch Futterentzug künstlich vom Herbst auf den Sommer vorverlegt. Heute üblicher ist ein «Management by killing»: Die Hühner dürfen nur noch gut ein Jahr lang Eier legen und werden dann geschlachtet; junge Hennen werden Ende Sommer eingestallt und beginnen praktischerweise erst mit Eierlegen, wenn der Konsum wieder anzieht.

Beide Lösungen entsprechen nicht unseren Vorstellungen. Wir bemühten uns jahrelang, Konsument/innen jeweils zu Sommerbeginn darauf hinzuweisen, dass «Freilandhühner keine Sommerferien machen». Wir informierten auf einem Blatt darüber, wie Eier über längere Zeit konserviert werden können (und warum unsere Grossmütter fürs Weihnachtsgebäck halbjährige Eier bevorzugten und allzu frische Eier sich für Ostern wenig eignen). Unsere Idealvorstellung war die Familie Schweizer, die ihren Laden vor Abfahrt in die Sommerferien bittet, die von ihr üblicherweise bezogene Eiermenge bis zur Rückkehr im Keller des Bauern lagern zu lassen. Doch das gefürchtete Absatzloch kam jeden Sommer wieder – bis es gegen Ende der achtziger Jahre weitgehend verschwand. Seitdem wir uns einen professionellen



Hunderte von Verkaufsstellen im ganzen Land: Es erfordert immer wieder viel Geduld, sie für den Verkauf von KAG-freiland-Eiern zu gewinnen.

Kontroll- und Beratungsdienst auf den Höfen leisten können, vermochten wir wenigstens durchzusetzen, dass der Hühnerbestand in mehrere, artgerecht kleine Herden unterteilt wird. «Management by killing» also auch auf KAG-Höfen – bis es uns gelingt, eine wirtschaftliche Haltung älterer Hühner zu entwickeln (► 3).

Ein anderer Weg zur Verhinderung saisonaler Eierberge eröffnete sich Anfang der neunziger Jahre dank der Initiative des Teigwarenkollektivs «Pastiamo» in Stäfa und des Bauernpaars Esther und Alfred Reinhard. Auf deren Hof Hosberg in Rüti ZH werden KAG-freiland-Eier zu pasteurisiertem Vollei verarbeitet. Das haltbare Halbprodukt geniesst bei bewusst einkaufenden Lebensmittelherstellern und Gastronomen einen ausgezeichneten Ruf. Saisonbewusste dürfen ihren Eierkonsum dennoch ein wenig auf die natürlichen Gegebenheiten abstimmen. Das Infoblatt hierzu ist weiterhin bei uns erhältlich.



FOTO: JOHANNES KEEL

Teigwaren und Gebäck mit KAG-freiland-Eiern – ein wertvolles zweites Absatzbein bei saisonal schwankendem Eierkonsum.

Trittbrettfahren lohnt nicht mehr

Selbst dann, wenn wir einen Bestand von mehr als 500 Hühnern geprüft und bewilligt haben, sind unliebsame Überraschungen nicht ausgeschlossen. Ende der achtziger Jahre begannen wir, mit dem kleineren, selbständigen Geflügelzuchtbetrieb von Herrn Z. zusammenzuarbeiten, voller Hoffnung auf eine Alternative zur industriellen Hühneraufzucht. 2500 Hennen auf einem einzigen Betrieb: das war damals ein grosser Sprung für uns, und die Ausnahme fiel uns nicht leicht. Sie war aber nötig, weil Herr Z. je nach Saison und Nachfrage die Möglichkeit haben musste, die anfallenden Eier zur Brut zu verwenden oder unter KAG-Banderole zu verkaufen – an einen von uns vermittelten Grossabnehmer. In den Verhandlungen für den definitiven Vertrag weigerte sich Herr Z. aber hartnäckig, uns seine Buchhaltung offenzulegen. So war natürlich keine Mengenkontrolle mehr möglich. Auch hier blieb nur die Kündigung – unter Verlust des Grossabnehmers an einen abtrünnigen Eierproduzenten.

Wir versuchten, uns mit einem Konkurrenzverbot davor zu schützen, dass ehemalige Vertragsbetriebe ihre Produkte weiterhin an «unsere» Kundschaft liefern. Eine entsprechende Vertragsklausel gab aber dauernd zu Diskussionen Anlass und wurde bei der generellen Revision der Verträge 1995 ersatzlos wieder gestrichen, nachdem wir sie aus Angst vor kostspieligen gerichtlichen Streitigkeiten gar nie angewandt hatten. Dennoch hat das Trittbrettfahren auf unsere Kosten seither abgenommen. In einem härter gewordenen Markt ist ein Verbleib in den nur mit KAG-freiland-Zeichen zugänglichen Absatzkanälen offenbar attraktiver als ein kurzes Surfen auf unserer Schiene. Weil wir noch immer das beste Beispiel setzen, ist unser Markenzeichen halt wirklich etwas wert.

Aber wie viele Hühner in einer Herde?

Im Verlauf der neunziger Jahre festigte sich die Stellung der KAG-freiland-Eier auf dem Markt so, dass wir uns vermehrt getrauten, Ausnahmen für mehr als 500 Hühner pro Betrieb zu bewilligen. Hartnäckiger halten wir an einer andern Regel fest, die nicht dem Markt gilt, sondern der artgerechten Tierhaltung: KAG-Betriebe dürfen höchstens 250 Hühner pro Herde halten. Nachdem der Bund die Freigrenze auf 500 Hühner pro Betrieb erhöht hatte, wurden Ställe mit 500 Hühnern in den achtziger Jahren zu einer gängigen Betriebseinheit – auch auf Freilandbetrieben, auf denen dann allerdings nur ein Teil der Hühner im Freien anzutreffen ist.

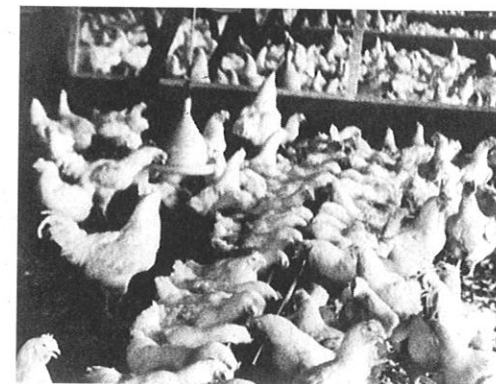
Das hat einen einfachen Grund: von Natur aus leben Hühner – wie viele Tiere – in überschaubaren Herden, damit sie sich gegenseitig erkennen und die ihrer Art gemässe Rangordnung («Hackordnung») einhalten können. Je grösser die Zahl der Hühner, die sich ein Umfeld teilen müssen, desto grösser wird ihr sozialer Stress. Zwar sind Hühner in Grossherden in der Lage, Untergruppen zu bilden – aber zwei Hühner aus verschiedenen Untergruppen können vor dem Ausgang zum Auslauf offenbar nicht mehr erkennen, welches ranghöher und daher vortrittsberechtigt ist. In Grossherden mit Tausenden von Tieren (EU-Länder und seit den neunziger Jahren zunehmend auch bei uns) ist zudem die Distanz zu den Öffnungen für viele Hühner zu gross.

Grosse Herden machen die Hühnerhaltung «wirtschaftlicher». Das lässt

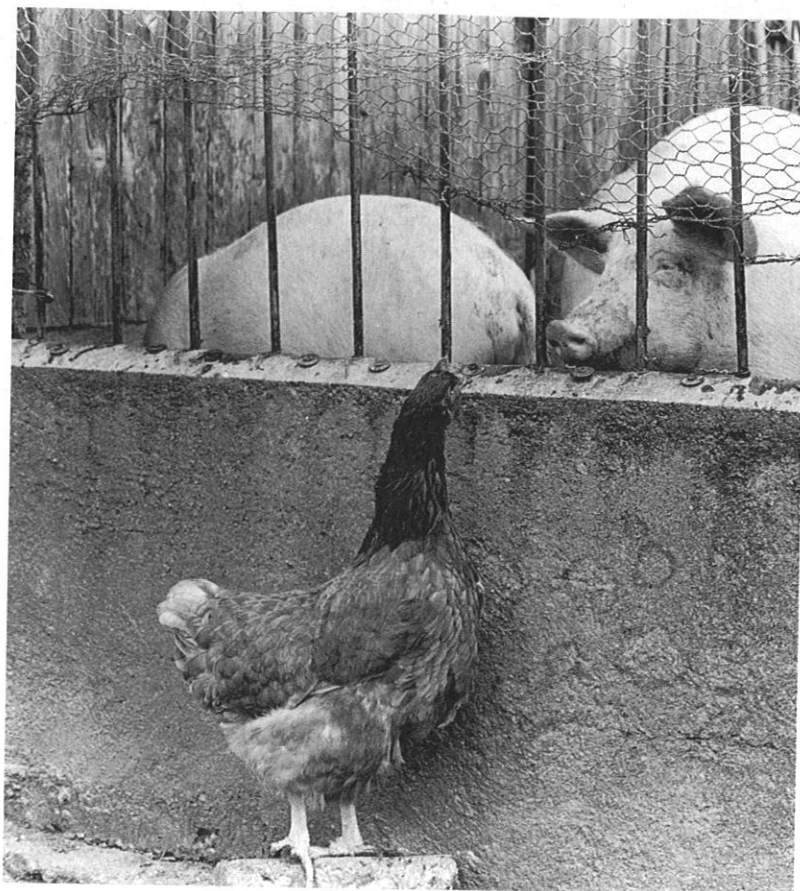
sich leicht berechnen. Unsere Beschränkung auf höchstens 250 Hühner pro Herde hingegen stützt sich nur auf Beobachtungen; eigentliche Verhaltensforschungen zu dieser Frage fehlen bis heute. Entsprechend schwierig war es für uns, gegenüber Gesuchen um Ausnahmen zu argumentieren. Gegen Mitte der neunziger Jahre begehrten zahlreiche Biobetriebe mit grösseren Hühnerherden Aufnahmen in die KAG. Gleichzeitig schraubte der Dachverband der Bio-Bauern seine Richtlinien für die Hühnerhaltung praktisch auf KAG-Niveau hinauf.

Da hielt der KAG-Vorstand die Zeit reif für einen Kompromiss. Seit Mitte 1996 tolerieren wir Herden bis zu höchstens 500 Hühnern, sofern es sich bei den Ställen um bestimmte Typen von Volieren mit Wintergärten handelt. Erste Beobachtungen scheinen dafür zu sprechen, dass Sozialstruktur und Auslaufnutzung in derartigen Etagenställen auch bei Herden von mehr als 250 Hühnern intakt bleiben.

Diese Ausnahme gilt aber nur auf Zusehen hin. Der Vorstand beschloss nämlich gleichzeitig, das Verhalten der Hühner in solchen Systemen mit dem Verhalten auf andern KAG-Hühnerhöfen vergleichen zu lassen. Noch stehen entsprechende Forschungen aus. Auf das Resultat sind wir jedenfalls gespannt. Denn es könnte durchaus sein, dass dann die maximale Herdengrösse sogar auf 50 Hühner reduziert werden müsste, wie einzelne Fachleute schon lange behaupten.



In zu grossen Herden zerfällt die den Hühnern arteigene Sozialstruktur, die «Hackordnung».



Nicht nur die Hühner: alle Tiere wollen täglich ins Freie!

Die Erfindung der KAG-Drehscheibe

6

Fleisch per Post ab Hof

Eines Montagmorgens im Jahre 1986 wurde unser Sekretariat mit Anrufen fast lahmgelegt. Das «Tages-Anzeiger-Magazin» hatte über Alternativen zur konventionellen Fleischproduktion berichtet und dabei auch auf die KAG hingewiesen. Hunderte von Leserinnen und Lesern wollten unsere Liste der damals rund fünfzig Bauern mit KAG-Fleischvertrag – eine Liste ohne Telefonnummern und mit der ausdrücklichen Bitte, die Bauern nicht anzurufen, da sie Tag und Nacht arbeiten! Da schrieben nun Frau Müller oder Herr Meier einem dieser Betriebe, bestellten Fleisch – und warteten. Womöglich wochenlang, bis sie erfuhren, dass der betreffende Bauer erst in ein paar Monaten wieder schlachte oder schon mehr als genug Kundenschaft habe. Und schrieben einen zweiten Bauern an, einen dritten... Wer weiss, wie viele Interessierte wir auf diesem Weg verloren haben?

Mit Fleisch begonnen hatte es gut zehn Jahre früher, als wir mit einzelnen Betrieben entsprechende Verträge abschlossen. Ganz im kleinen wurde es so möglich, auch beim Fleisch eine tierfreundliche Alternative anzubieten. Einige Betriebe hatten von Anfang an einen Störmetzger und einen Zerschneideraum – und gute Kontakte zu einer speziellen Kundenschaft. Ein kleiner Markt, der sich fast von selber einspielen musste, da uns Personal fehlte, um eine grössere Zahl von Produzenten zu beraten, zu kontrollieren oder gar beim Absatz zu unterstützen.

Die Pioniere waren oft recht eigenwillige Persönlichkeiten. Etwa ein Zürcher Aussteiger und



Ein KAG-Fleischpionier: Ruedi Albonico, Soziologe, Bergbauer und Kleinhotelier in Fanas GR, von 1991 bis 1995 im KAG-Vorstand.

«Indianerhäuptling», der auf seinem Kleinbetrieb im Toggenburg allerlei Seminare durchführte, aber auch legendäre Metzgeten. Im Gegensatz zu seinen Rindern hatten es seine Schweine allerdings weniger gut, weshalb seine und unsere Wege sich später trennten. Oder jener Bauer im Zürcher Unterland, der seine Kundschaft auf den Hof kommen liess und ihnen das nur grob zerschnittene Fleisch mit Schläue kistenweise zu hohen Preisen anzudienen verstand – auch hier waren die Gemeinsamkeiten bald erschöpft. Andern Pionieren blieb nicht nur eine eingeschworene Kundschaft treu; sie selber halten noch heute treu zur KAG. Zum Beispiel der Soziologe, Kleinhotelier und Bergbauer Rudolf Albonico in seiner prättigauischen Wahlheimat Fanas oder der Demeter-Bauer Daniel Dünner im hinterthurgauischen Fischingen, dessen Rindvieh zur Schlachtung nur bis zum Nachbarshof gehen muss.

Die Direktvermarktung von Fleisch verlangt mehr Initiative von den Betrieben und ist kniffliger als beim Ei. Wenn ein Tier einmal geschlachtet ist, muss alles Fleisch in kurzer Zeit verkauft sein. Damit die Bauern nicht auf den weniger begehrten Vordervierteln sitzen bleiben, erfanden wir 1980

das 10-Kilo-Mischpaket, ein für alle Kund/innen gleichwertiger Querschnitt durch ein Tier. Wir empfahlen den Bauern, erst zu schlachten, wenn genügend Bestellungen beisammen waren. Zu Beginn ging das ganz gut. Doch dann wurde unsere Liste der Höfe immer länger. Zu lang, wie uns das «Magazin» 1986 zeigte.

Ein paar Monate später meinte der Oberwalliser KAG-Bauer Orlando Schmid aus Ausserberg am Telefon zu uns, es sei doch ein Jammer, dass er von seinen etwa zwanzig Rindern pro Jahr nur vier bis fünf als KAG-freiland-Fleisch verkaufen könne. Die meisten Tiere müsse er dem Metzger zum tieferen, konventionellen Preis überlassen. Er sei einfach zu weit von der Kundschaft entfernt. Ob man da nicht einmal etwas mehr Werbung bei den KAG-Mitgliedern machen könnte?

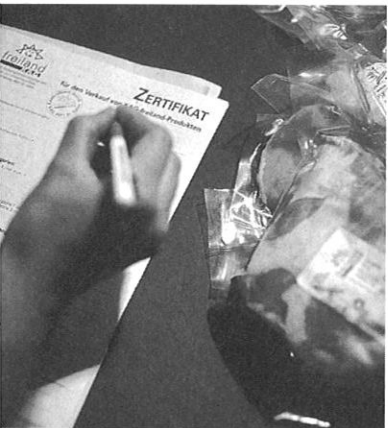


FOTO: JOHANNES KEEL

Das kommt in ein KAG-freiland-Fleischpaket: klar beschriftete, vakuumierte Portionen und das KAG-Zertifikat.

Ein Jammer, fanden auch wir. Man müsste direkt eine Vermittlungsstelle erfinden, sozusagen eine Drehscheibe, über welche Angebot und Nachfrage zusammenkämen...

Gesagt, getan: unter dem Namen «Drehscheibe» entstand schon anderntags ein Konzept. Wer KAG-freiland-Fleisch möchte, aber noch keinen Kontakt zu einem KAG-Bauern hat, kann seither seine Bestellung an uns richten. Wir geben sie weiter an KAG-Bauern, die noch Kundschaft suchen, die sie selbständig und auf eigene Rechnung beliefern. Bei einer Vermittlungsprovision von anfänglich vier (heute fünf) Prozent auf dem Endverkaufspreis konnte unser Mehraufwand damals knapp gedeckt werden.

Das Echo nach dem Start im Herbst 1986 war gross und hielt an. Die über die «Drehscheibe» vermittelten Umsätze legten jährlich zu; 1991 waren sie sechsmal grösser als 1987, ein Jahr nach dem Start. Laufend verbesserten wir Information und Vermittlungssystem sowie die Beratung der Direktvermarkter. Manche interessierten Kund/innen reagierten erst skeptisch. Fleisch per Post? Und gleich so viel auf einmal? Wir konnten auf die guten Erfahrungen hinweisen, die einige KAG-Betriebe ja schon länger mit dem Fleischversand im eingeschriebenen Expresspaket gemacht hatten. Probleme auf diesem Transportweg gab es tatsächlich nur in ganz seltenen Ausnahmefällen. Und die Menge von 10 Kilo, rechneten wir vor, entspricht etwa dem Zweimonatsverbrauch eines durchschnittlichen Haushalts von zwei Personen. In der Kühltruhe ist Fleisch mindestens sechs Monate ohne Qualitätseinbusse haltbar, und wer nicht sowieso schon eine Kühltruhe besitzt, kann in einer Gemeinschaftskühlanlage ein Gefrierfach mieten.

Solche Argumente halfen. Doch Anfang 1992 half gar nichts mehr – die über die «Drehscheibe» vermittelten Umsätze sackten innert einem Jahr auf die Hälfte zusammen und bis 1996 auf einen Achtel (► A1). Ausgerech-

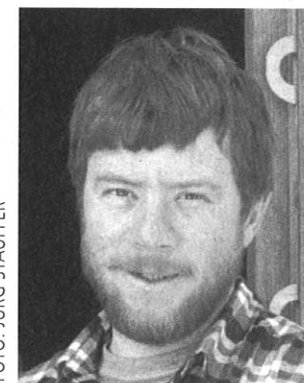


FOTO: JÜRIG STAUFFER

Orlando Schmid in Ausserberg VS: Auch KAG-Bergbauern sollen das Fleisch ihrer Freilandtiere zum KAG-Preis verkaufen können!



FOTO: JOHANNES KEEL

In einem halben Tag vom Hof zur Kundin in der Stadt: das Expresspaket mit KAG-freiland-Fleisch.

net zur selben Zeit nahm die Zahl der Betriebe, die bei uns mitmachen wollten, sprunghaft zu. Damals nämlich begann das bäuerliche Durchschnittseinkommen erstmals seit Jahrzehnten zu sinken: allein von 1991 bis 1994 um 30 Prozent. Und die bevorstehende Öffnung der Grenzen für ausländische Landwirtschaftsprodukte liess keine Besserung erwarten.

Die beweglicheren Bauern reagierten rasch: mit besserer Produktion (Freiland, Bio) – und mit Direktvermarktung. Denn ohne Zwischenhandel wird das Produkt billiger, obwohl der Hof mehr daran verdient. Genau so funktionierte es bei uns ja schon – zu Beginn mussten sich unsere Pioniere noch gegen den Spott ihrer konventionellen Kollegen wehren, heute gegen deren Konkurrenz in der Direktvermarktung. Mancher KAG-Bauer hat so Kundschaft an Berufskollegen verloren, deren einzige «Mehrleistung» darin besteht, dass sie im gleichen Dorf leben wie der Kunde. Viele Konsument/innen bemessen die Ökologie an der Distanz vom Hof bis zu ihnen. Vergessen wird dabei, dass die Tiere dieses Hofes in der Regel viele Kilometer zum Schlachthof gefahren werden müssen (das gilt übrigens auch für manchen KAG-Hof, wegen des Schlachthofzwangs, ▶ A5). Hauptsache, die Produkte stammen «vom Bauern nebenan» – Freiland und Bio Nebensache?

Der Umsatzrückgang bezieht sich aber einzig auf die «Drehscheibe»; insgesamt haben die Verkäufe von KAG-freiland-Fleisch stetig zugenommen. Etliche KAG-Betriebe bewirtschaften die von uns vermittelten Kundenadressen selber, und so war die KAG ja von Anfang an gedacht: als Hilfe zur Selbsthilfe. Stark gewachsen sind aber vor allem die Umsätze der KAG-Metzgereien (▶ 7 und A1). Das KAG-Fleischpaket ab Hof, das seit einigen Jahren auch mit halbem Gewicht (5 kg) erhältlich ist, wird freilich weiterhin Kundschaft finden: weil das Fleisch auf diesem Weg billiger ist als beim KAG-Metzger – und weil ein Kontakt zu einem bestimmten Hof entsteht.

Zudem ist für neue Kundschaft die Bestellung via KAG oft der einfachste Weg – und für direktvermarktende Betriebe in abgelegenen Regionen sowie Neueinsteiger oft fast die einzige Möglichkeit, Absatz zu finden.

Seit der Schaffung der Drehscheibe haben wir viel Energie in die Weiterentwicklung dieser Dienstleistung investiert. Je mehr die Umsätze sanken, desto stärker orientierten wir uns an Kunden statt an Produzentenbedürfnissen. Wir haben das Fleischpaket klar standardisiert und Information und Service stetig verbessert. Dabei stand für uns immer die ehrliche Deklaration im Zentrum. Bis Mitte der achtziger Jahre bestand sie aus einem simplen Aufkleber pro Fleischpaket, ähnlich jenem auf den ersten KAG-Eierschachteln. Da beim Fleischpaket der Zwischenhandel ausgeschaltet ist, war die Betrugsgefahr eher gering. Aber eine wirkliche Mengenkontrolle war das natürlich nicht, denn je nach Absprache zwischen Hof und Kundschaft enthielt das Paket nicht immer genau 10 Kilo. Wir entwickelten daher analog zur Eierbänderole (▶ 4) ein KAG-Zertifikat mit vorgedruckter Hofadresse, das wir den Höfen abgezählt abgeben. Eine Kopie geht zu Kontrollzwecken an uns. Seit 1994 ist der Einsatz des KAG-Zertifikats bei Vermittlung über unsere Drehscheibe obligatorisch.

Mit bescheidenen Werbemitteln geben wir uns grosse Mühe, neue Kundschaft für das KAG-freiland-Fleischpaket ab Hof zu gewinnen – ein Vermarktungsweg, der offenbar so gut ist, dass ihn seit Ende 1996 sogar die Migros kopiert. Die «M-Bio»-Fleischbox ist allerdings kein Ersatz für die Arbeit der KAG. Denn was die Kundschaft ohne grosses Mitwirken bequem in der Migros-Filiale abholen kann, entzieht sich ihrem direkten Einfluss. Gefördert wird so nur, was «der Markt» kurzfristig grad verlangt. Wenn es der Migros gefällt, erhält der Bio-Bauer schon morgen einen unrealistisch tiefen Preis.



«Ab Hof» heisst noch lange nicht «Freiland». Achten Sie auf das KAG-Zertifikat und auf die grüne Hoftafel (Foto) mit der gelben KAG-freiland-Sonne!



KAG-Rindvieh darf im Sommer täglich auf die Weide und im Winter täglich in den Auslauf – oder sogar auf die Winterweide!



Wer KAG-Fleisch verkaufen darf

7

Ganz fidele Metzger

Anfang der achtziger Jahre waren Eier aus KAG-Freilandhaltung in mindestens einem Geschäft jeder grösseren Gemeinde erhältlich. Viele Konsument/innen hätten auch KAG-freiland-Fleisch gerne offen im Laden gekauft. Wir suchten daher die Zusammenarbeit mit Metzgereien. Aber zehn Jahre lang scheiterte die Entwicklung dieses Markts an Kontrollfragen. Beim Ei hatten wir mit der Garantiebanderole (► 4) Massstäbe für die Kontrolle vom Hof bis auf den Ladentisch gesetzt. Es war für uns unvorstellbar, den Einkauf bei bestimmten Metzgereien zu empfehlen, solange wir nicht dafür garantieren konnten, dass Fleisch mit unserem Zeichen von KAG-freiland-Tieren stammt. Vertrauen allein genügte uns nicht; spätere Erfahrungen haben uns darin bestärkt.

Zu jener Zeit durften zwar bereits ein paar Metzger KAG-freiland-Fleisch verkaufen, aber nur im 10-Kilo-Paket und nicht en détail über den Ladentisch. Das war für uns überschaubar: Der Ankauf der KAG-Tiere wurde belegt durch die amtliche Schlachtviehkontrolle, die verkaufte Fleischmenge konnte anhand des Bezugs der KAG-Paketkleber und anhand der Doppel der Lieferscheine nachvollzogen werden. Unter dieses Minimum an Kontrolle wollten wir keinesfalls gehen.

1. Versuch: Vollumstellung ganz und gar

Wir suchten Metzgereien, die bereit waren, ihr ganzes Sortiment auf KAG-freiland-Fleisch umzustellen. Wenn nur noch Tiere von KAG-Bauern angekauft würden, wäre die Vermischung mit anderem Fleisch von vornherein ausgeschlossen. Das Problem war nur, dass keine der zahlreich interessierten Metzgereien sich ausschliesslich an uns binden mochte. Sie suchten zwar eine Alternative im Konkurrenzkampf zu den Grossverteilern; aber der Preis vollständiger Abhängigkeit war ihnen zu hoch. Selbst in den

grössten Städten bissen nicht einmal kleinere Metzgereien an, obschon sie sich nicht über Nachfrage hätten beklagen müssen.

Eine Partnerschaft von Metzgern mit der KAG ergibt sich nicht selbstverständlich. Jede Seite befürchtet wohl, von der andern ausgeutzt und übers Ohr gehauen zu werden. Das Bild vom Metzger als gewieftem Verkäufer ohne Grundsätze ist uns bei Problemen rasch zur Hand – und beim Metzger das Bild von der KAG als unberechenbarer Tierschutz-Organisation weltfremder Idealisten. Mit der Idee der Vollumstellung hatten wir die Latte schlicht zu hoch gelegt.



1983 erhielt Rudolf Krauer in Tann-Rüti als erster Metzger einen KAG-Vertrag. Hunderte von treuen Kund/innen bestellten bei ihm 10-Kilo-Fleischpakete – bis er den Betrieb 1993 altershalber und mangels Nachfolge aufgab.

2. Versuch: Vollumstellung gattungsweise

1986 suchte der Chefagronom einer Futtermühle Kontakt mit uns. Cyril Nietlispach wollte seinen Job an den Nagel hängen, um die Freilandhaltung von Schweinen zu fördern, die er noch aus seiner Jugendzeit als Bauernbub in Erinnerung hatte. Er beabsichtigte, das zwei Jahre zuvor in Holland gestartete «Scharrel Varkens»-Projekt mit uns zusammen auf Schweizer Verhältnisse zu übertragen. Das war für uns die Gelegenheit, uns vermehrt um die Schweinehaltung zu kümmern. Bereits 1987 wurde die «Porco fidelio AG» gegründet. Das Aktienkapital von 50 000 Franken wurde zur Hälfte von Geschäftsführer Nietlispach, zur andern Hälfte von zahlreichen Personen vor allem aus der KAG-Mitgliedschaft gezeichnet. Die Firma war durch einen Lizenzvertrag an unsere Anforderungen bezüglich Tierhaltung, Kontrolle und Vermarktung gebunden.

Für den Verkauf des Schweinefleisches suchte die Firma Metzgereien, die sich vertraglich verpflichteten, nach einer Übergangsfrist von einem Jahr nur noch Schweine von «Porco fidelio»-Betrieben zu kaufen. Wir versprachen uns davon, dass diese Metzgereien in einem späteren Schritt

auch ihr übriges Sortiment ganz auf KAG-Tiere umstellen würden.

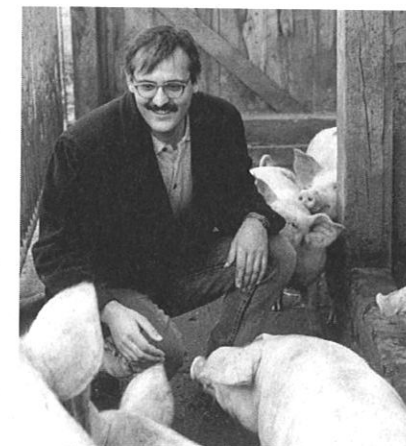
Bald waren zwanzig «Porco fidelio»-Metzgereien unter Vertrag und der Name «Porco fidelio» – nicht zuletzt dank unserer Werbung – bekannter als jener der KAG. Doch nur ein Teil der Metzgereien schaffte die Vollumstellung auf «Porco fidelio»-Schweine innert Frist; vor allem die Umstellung bei Engros-Kunden (Gastgewerbe, Spitäler, Heime) schien oft unmöglich. Zudem waren nur wenige Metzgereien bereit, auch bei andern Tiergattungen auf KAG-freiland-Fleisch umzusteigen. Im übrigen mussten wir jedes Jahr auf einen Teil der vereinbarten Lizenzgebühren verzichten, um die Zukunft der Firma nicht zu gefährden.

Auch die gattungsweise Vollumstellung führte also nicht zum Ziel. Notgedrungen mussten wir vorläufig zulassen, dass die Umstellung nur für den Ladenverkauf vorgeschrieben wurde.

3. Versuch: Vollumstellung aus eigener Kraft

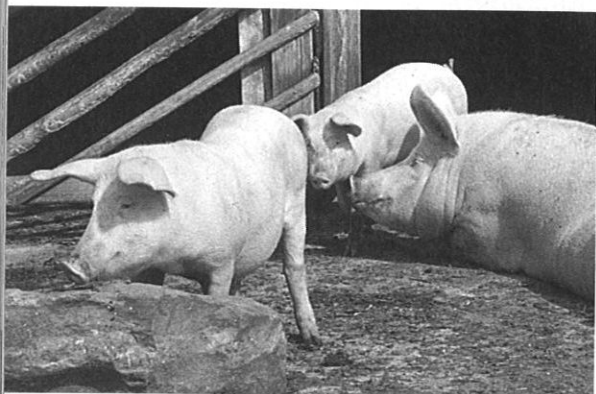
Ende der achtziger Jahre plante einer der grössten KAG-Produzenten, unser späterer Präsident Hans Vock aus Niederwil AG, zusammen mit dem Aarauer «Porco fidelio»-Metzger Thomas Spichiger die Gründung einer neuen KAG-Lizenzfirma, die ausschliesslich Tiere von KAG-Betrieben kaufen und schlachten würde. Angesichts schwieriger Zeiten waren viele Bauern gerne bereit, ihre Tierhaltung den KAG-Anforderungen zu unterstellen, um bei diesem neuen Absatzkanal mit besseren Preisen mitmachen zu können. Die neue Firma hätte zum Rückgrat werden und andere Metzgereien und Läden mit Fleisch- und Wurstwaren beliefern können.

Leider konnte die Firma mangels genügender Mittel nicht gegründet werden. Für jene Aargauer Bauern, die bereits mit der Umstellung ihrer Tierhaltung begonnen hatten, fanden wir mit viel Glück dennoch Absatz in der Region. Gerade zur rechten Zeit schloss erstmals eine Metzgerei einen



Für Mastschweine hatten wir erst wenig erreichen können – bis Verstärkung durch Cyril Nietlispach und die Porco fidelio AG kam.

Vertrag zur KAG-Vollumstellung ihres ganzen Sortiments ab. Sie begann im Interesse der Fleischqualität sogar wieder selber zu schlachten – eine heute leider seltene Ausnahme (► A5). Die Zusammenarbeit liess sich gut an, und



Vollumstellung war nur mit Ausnahmen möglich. Es fehlte etwas wie «Porco fidelio» für andere Tiere.

endlich konnten Restaurants und Hotels beliefert werden, die uns wiederholt nach KAG-freiland-Fleisch gefragt hatten. Der Durchbruch schien gelungen. Um so schwerer fiel es uns, den Vertrag 1991, nach nicht einmal einem Jahr, wieder auflösen zu müssen. Belege über eingekaufte und verkaufte Mengen trafen zunehmend später und spärlicher bei uns ein, und wiederholte Mahnungen und Besprechungen führten zu keiner Besserung.

In die Lücke sprang der Berner Metzgermeister Werner Wegmüller, der sein Sortiment von Anfang an umstellte, aus eigener Überzeugung, wenn auch mit erklärten Ausnahmen (Lamm, Eier, Poulets und ein kleiner Engros-Anteil aus konventioneller Haltung).

Wir erkannten, dass unsere Idee mit der Vollumstellung getreu Lichtenbergs Bonmot zwar «gut gemeint» war, aber «das Gegenteil von gut» bewirkte. Einem Vertrag mit Vollumstellung können eigentlich nur Metzgereien zustimmen, die jeden Strohalm ergreifen, um zu überleben – und die sich dabei prompt übernehmen. Wer sich Ehrlichkeit leisten kann, unterschreibt keinen derartigen Vertrag. Damit war die ursprüngliche Idee definitiv beerdigt.

4. Versuch: KAG-Fleisch neben anderem

«Macht aus KAG-Fleisch eine Spezialität, die Metzgereien gerne nebst ihrem konventionellen Sortiment anbieten»: Diese Empfehlung eines Metz-

gerberaters hatte uns einst schockiert. Jetzt erinnerten wir uns daran. Und wir kramten in den Notizen von einem Besuch beim «Freiland-Verband» in Wien (► 11), der bereits Mitte der achtziger Jahre ein System entwickelt hatte, um die Warenflüsse in einer Metzgerei mittels «rechnender Waage» und diversen Formularen in den Griff zu bekommen. Damals war uns das als viel zu aufwendig erschienen; jetzt wollten wir's versuchen. Nach einjähriger Vorarbeit konnten wir unser neues Kontrollsystem im Herbst 1993 in der damaligen Metzgerei von Herbert Heis in Teufen AR der Presse vorführen.

Neues KAG-Kontrollsystem öffnet Weg für Vermarktung via Fidelio

Der Schritt war uns gerade rechtzeitig gelungen. Wir wollten uns von Vermarktungsfragen entlasten, um uns auf unsere eigentlichen Aufgaben auf den Höfen und in der Öffentlichkeit zu konzentrieren. Die Chance hierfür kam mit einer Umwandlung der Porco fidelio AG. Die betriebswirtschaftliche Situation der Firma verlangte nach einer Sanierung. Gleichzeitig war eine neue Aufgabenteilung unumgänglich geworden, nachdem unsere KAG-Generalversammlung 1993 beschlossen hatte, dass KAG-Höfe bis im Jahr 2000 alle ihre Tiere dem KAG-Vertrag unterstellen müssen (► 12). Konsequenterweise musste dies auch für Porco-fidelio-Betriebe gelten. Wir wollten diese Betriebe daher direkt unter Vertrag nehmen, beraten und kontrollieren. Im Gegenzug erweiterten wir die Lizenz auf Fleisch aller Tiergattungen und traten unsere damals sechs Vertragsmetzgereien an die erneuerte Firma ab. Damit konnten alte Doppelspurigkeiten vermieden werden. Dies und eine Kapitalerhöhung unter Einbezug des zunächst unabhängigen, namentlich vom WWF Schweiz unterstützten Projekts «Biofreiland-Fleisch» sicherte der 1994 umgewandelten «Fidelio-Biofreiland AG» eine gesündere Basis.



Kontrolle vom Hof bis auf den Ladentisch: die «rechnende Waage» macht das möglich.



So funktioniert unsere Metzger-Kontrolle: Die «rechnende Waage» verfügt über mehrere tausend vordefinierte Artikelnummern. Eine von uns anerkannte Waage enthält das ganze KAG-Angebot unter den Nummern von 1001–1999, das konventionelle Angebot unter den Nummern 0001–0999. Nur das Einwiegen unter den Nummern 1001–1999 bewirkt auf dem Kassabon den Aufdruck «KAG» bzw. «fidelio». Gleichzeitig wird das Gewicht automatisch gespeichert. Die nach Tiergattung und Fleischart adressierten und gespeicherten Gewichtssummen werden von uns stichprobenweise mit dem Einkauf von KAG-Bio-Schlachttieren verglichen. So lässt sich jederzeit überprüfen, ob konventionelles Fleisch unter dem KAG-freiland-Zeichen verkauft wurde – was die fristlose Kündigung zur Folge hätte. So können Sie mitkontrollieren: Verlangen Sie beim Kauf von KAG- oder «fidelio»-Fleisch den Kassabon mit entsprechendem Aufdruck – das ist Ihr persönlicher Kontrollbeitrag!

Unser neues Kontrollsystem trug entscheidend zum wirtschaftlichen Erfolg der Fidelio AG bei. Dank der «rechnenden Waage» können sich nun auch Metzgereien beteiligen, die ihr konventionelles Sortiment beibehalten wollen. So wuchs das Netz innert der ersten zwei Jahre auf zwanzig Metzgereien in der Deutschschweiz an. Dass einzelne Metzger sich nach positiven Erfahrungen mit dem neuen System entschlossen, nur noch KAG-Biofleisch anzubieten, freut uns besonders.

Geld und Geist

Der Zwang zu wirtschaftlichem Erfolg der Firma deckt sich freilich nicht immer mit unseren Zielen. Die Widersprüche zwischen Kommerz und Idee waren ja auch ein Grund für unseren weitgehenden Rückzug aus der Vermarktung gewesen.

Erste ernsthafte Differenzen ergaben sich aus unserem Beschluss, den elektrischen «Kuhtrainer» per Ende 1996 auf allen KAG-Betrieben zu verbieten (► 12). Daran hielten wir trotz Einwänden und Kompromissvorschlägen der Fidelio AG



fest. In der Folge begann die Firma Ende 1996, Bio-Tiere an die Migros zu vermarkten, die nicht in jedem Fall aus KAG-Freilandhaltung stammten. Das M-Bio-Fleisch wurde von der gerissenen Migros-Werbeabteilung aber mit dem Fidelio-Namen in Verbindung gebracht. So musste eine halbwegs informierte Kundschaft annehmen, KAG-Bio-Fleisch gebe es nun – billiger – auch in der Migros. Wir verlangten von der Fidelio AG ultimativ, ihren Namen aus dem Spiel zu lassen, wenn sie schon Tiere aus Nicht-KAG-Betrieben vermarkten wolle. Denn wir hatten aus unseren knappen Mitteln 50 000 Franken in die erneuerte Firma investiert und unsere Mitglieder zum Aktienkauf animiert, um den Absatz von Tieren aus bester Haltung zu fördern – die Statuten der Fidelio AG und unser Lizenzvertrag mit ihr hielten das klar fest.

Die Fidelio AG brauchte Monate, bis sie unseren Forderungen und ähnlichen Anliegen ihrer Vertragsmetzger entgegenkam. Der mühsame Streit unter Kollegen frass Zeit und Nerven. Er machte uns aber nochmals deutlich, was unsere Aufgaben sind – und was nicht. Wir setzen in der Praxis das Beispiel für beste Tierhaltung, verbessern es laufend und machen das öffentlich, damit andere dem Vorbild folgen müssen. Die Vermarktung gehört nicht zu unseren Aufgaben; wir begleiten sie lediglich unterstützend bei KAG-Betrieben und kritisch gegenüber andern Anbietern.

Zu unserer Unterstützung der Vermarktung von KAG-Produkten gehört, dass wir nicht mehr alles auf eine Karte setzen, sondern verschiedene Absatzmöglichkeiten im Auge behalten. Die Fidelio AG und die KAG waren zu eng miteinander verknüpft. Dank einer Entflechtung (Kapitalrückzug aus der Firma, klare Arbeitsteilung in einem neuen Lizenzvertrag) können jetzt beide Partner ihre Aufgaben autonom wahrnehmen. Der Widerspruch von Geld und Geist ist damit freilich nicht aufgelöst.



Mit neuem Fidelio-System eingestiegen, aber schon nach zwei Jahren ohne Ausnahme nur noch KAG-Fleisch im Sortiment: Der freiwillig konsequente Metzgermeister Martin Iseli in Amriswil TG.

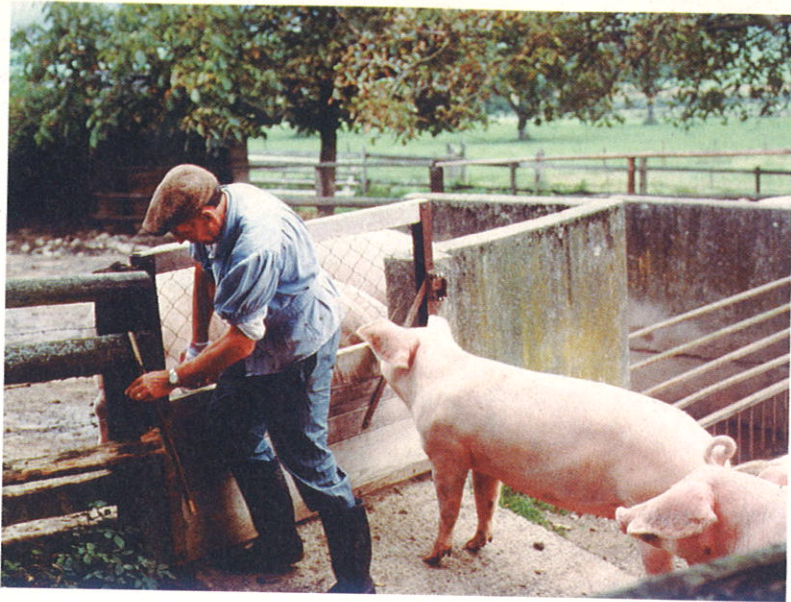


FOTO: MARKUS FISCHER

Rund die Hälfte des Fleisches wird auswärts konsumiert – wir wollen darum auch Restaurants und Hotels gewinnen.

Auswärts KAG-Fleisch essen?

8

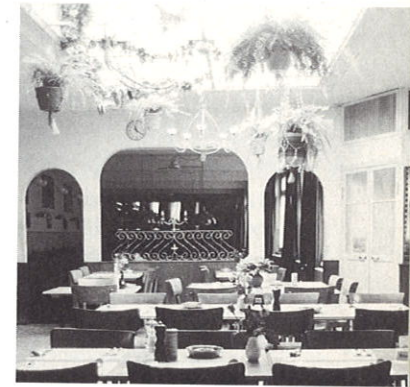
Frau Wirtin, bitte ein KAG-Menü

Die Absicht, unsere Anliegen auch auf Speisekarten bekanntzumachen, ist so alt wie die ersten Versuche mit dem Verkauf von KAG-freiland-Fleisch. Lange zögerten wir, weil die Kontrolle der KAG-Deklaration in der Gastronomie noch schwieriger ist als in Metzgereien. Andererseits reizte uns die auswärtige Verpflegung als Multiplikator für unsere Ziele.

1992 wagten wir allen Bedenken zum Trotz den Schritt. Seither enthält die KAG-Ladenliste auch Adressen von Restaurants und Hotels, die Speisen aus KAG-Produkten anbieten. Die Liste stützt sich allein auf die Angaben der Gastro-Betriebe, die wir stichprobenweise mit den Zertifikaten über den Einkauf und mit zugestellten Speisekarten vergleichen. Wir müssen uns weitgehend auf die Eigenverantwortlichkeit, auf die «gute Praxis» und die hausinterne Qualitätskontrolle verlassen. Das entspricht zwar nicht dem üblichen Standard der KAG-Kontrolle, ist aber die derzeit einzig praktikable Lösung.

Darum ergänzen wir die periodisch aktualisierte Liste der von uns empfohlenen Gastro-Betriebe mit dem Hinweis: «Die KAG kann aus den dargelegten Gründen keine Garantie übernehmen. Fragen Sie als Gast bitte selber nach, was genau für Ihre Mahlzeit verwendet wurde.» Wie immer in unserer Geschichte müssen sich die Essenden halt auch selber darum kümmern, woher das Mahl auf ihrem Teller stammt.

Die Erfahrung hat uns recht gegeben. Wir konnten Hotels und Restaurants als zuverlässige Anbieter von KAG-Menüs gewinnen. Doch die



Eines der ersten Restaurants, das KAG-freiland-Fleisch auf den Teller brachte: Der «Schlauch» in der Zürcher Altstadt.

Zusammenarbeit mit der Gastronomie ist nicht immer einfach. Die Gäste wollen Auswahl und prompte Bedienung. Die Wirt/innen müssen Gewähr haben, dass die Zutaten für ein Gericht nicht mitten im Ansturm der Gäste ausgehen. Sie bestellen kurzfristig grosse Mengen bestimmter Stücke. Grössere Mengen eines speziellen Stücks kann in der Regel nur eine Metzgerei liefern; in KAG-Qualität ist dies erst seit Anfang der neunziger Jahre möglich. Früher konnten wir nur Gastro-Betriebe berücksichtigen, die in der Lage sind, Schlachthälften selber zu verarbeiten, und die daher direkt und günstig vom Bauernhof einkaufen.

Nachdem Ende der achtziger Jahre eine Metzgerei vollständig auf KAG-freiland-Fleisch umstellte (► 7), konnten endlich zwei Personalrestaurants und einige kleinere Restaurants beliefert werden, die schon lange darauf gewartet hatten. Eine mittelgrosse Gastro-Kette stellte gar in Aussicht, bei positivem Ergebnis in einem Testlokal schrittweise alle ihre Lokale ganz auf KAG-Fleisch umzustellen! Bald schon, dachten wir, würde es ganz selbstverständlich sein, auch auswärts KAG-Produkte auf dem Teller zu haben.

In Wirklichkeit ging es viel zu rasch. Die Restaurant-Kette testete damals das Konzept für eine weitere Gastro-Linie, bei der Geflügel im Vordergrund stand. Allein für das erste Testlokal hätten wöchentlich 1000 KAG-Poulets geliefert werden müssen – die paar KAG-Produzenten, die damals Poulets hielten, schlachteten bestenfalls 300 Poulets pro Woche. Wir hätten das Ansinnen ohne langes Nachdenken ausgeschlagen, wenn es

nicht von einer Kette mit gutem Namen an uns herangetragen worden wäre, die im ganzen Fleischbereich eng mit uns zusammenarbeiten wollte. Konnten wir uns eine bessere Partnerin wünschen – und sollten wir sie durch ein schroffes Nein zu ihren Pouletgelüsten vergraulen? Also setzten wir uns an einen Tisch und begannen zu rechnen. Unsere Partnerin war



KAG-freiland-Poulets leben in kleinen Herden. Woher plötzlich 1000 Poulets pro Woche nehmen? Wir widerstanden der Verlockung, für einen Grossabnehmer mehr Tiere in ein «Freiland» zu bringen, das Marktzwänge verwässert hätten.

bereit, alle Vorgaben zu akzeptieren: keine Freilandhaltung von Poulets im Schweizer Winter, keine Konzentration auf wenige Grossbetriebe, angemessene Logistik. Für die Winterpause sahen wir gemeinsam den Aufbau von Freiland-Betrieben in Italien vor – was uns gleichzeitig als Chance erschien, unsere Anliegen über die Alpen hinauszutragen.

Am Ende mussten wir einsehen, dass die Poulet-Bestellung in mancherlei Hinsicht ein paar Nummern zu gross für uns war. Wir hätten uns zu sehr an kommerziellen Zwängen orientieren müssen. Und wir hätten uns zu sehr auf die Pouletmast konzentrieren müssen, die wir – im Gegensatz zur Freilandmast von Junghähnen (► 3) – nie besonders fördern wollen. Was die Gastro-Kette eigentlich suchte, waren Tiere, die ausgenommen höchstens 900 Gramm wiegen, halbiert also höchstens 450 Gramm. Schwerere Tiere, hiess es, seien «gastronomisch nicht verwertbar». Noch gab es damals zwar einen KAG-Betrieb, dessen Poulets einer intensiven Schnellmastlinie der gastronomischen Gewichtsvorgabe entsprachen. Doch die für geschlossene Masthallen gezüchteten Tiere können das Freiland kaum richtig nutzen, weil ihr Skelett beim zu schnellen Wachstum nicht mithält. Wir hatten uns bereits zu jener Zeit entschlossen, nur noch extensive Linien mit längerer Mastdauer zuzulassen. Solche Poulets wiegen freilich mehr. Wir nahmen in Kauf, dadurch die Gastro-Kette zu vergraulen – und tatsächlich ging sie uns als Partnerin verloren.

So dauerte es etwas länger, bis wir uns getrauten, von Auswärtsverpflegung auf KAG-Niveau zu sprechen. Zum Glück, vermutlich. Und wir stehen damit noch ganz am Anfang.



FOTO: BETHANIE

In unserer Ladenliste empfehlen wir nebst Hunderten von Läden und Dutzenden von Metzgereien eine wachsende Zahl von Restaurants und Hotels, wie zum Beispiel das Hotel Bethanien in Davos, das Fleisch von Bündner KAG-Biobetrieben bezieht.



Zämestah, jetzt chömed di Grosse!

Der Handel riecht den Braten

Die Mehrheit der Konsument/innen entsetzt sich zwar zu Hause über Fernsehberichte aus dem Alltag der Massentierhaltung; doch beim nächsten Einkauf ist das meist schon vergessen. Wegen der enormen Entfremdung zwischen Produktion und Konsum fehlt es an Grundlagenwissen – ganz abgesehen von ein wenig Zivilcourage, die es brauchte, um im Laden nach der Herkunft der Waren zu fragen und auf einer klaren Antwort zu bestehen. Manchmal reicht es immerhin zum Aufschrei breiter Bevölkerungskreise. Auch wenn der Protest jeweils rasch abklingt, hat er doch schrittweise Verbesserungen der staatlichen Tierschutzvorschriften in der Schweiz und in andern europäischen Ländern bewirkt (► 1).

Wenn Regierungen das Tierschutzanliegen ihrer Wähler/innen ein wenig ernst nehmen müssen, so gilt erst recht, dass Vermarkter sich nicht ganz um ethische Bedenken ihrer Kundschaft füttern können. Je härter der Kampf um Marktanteile, desto häufiger tauchen Produkte in den Regalen auf, die sich durch grössere Rücksichtnahme auf das Tier auszeichnen. Oft konzentriert sich solche Rücksicht freilich auf die Produktwerbung, die das Halbwissen und die Bequemlichkeit der Kundschaft ausnützt. Doch selbst da spiegelt sich unser Credo, dass Veränderung in der Produktion ein anderes Konsumieren voraussetzt – «Politik mit dem Einkaufskorb».

Je verbreiteter das Unbehagen an der Massentierhaltung und je erfolgreicher unsere Öffentlichkeitsarbeit für die Freilandhaltung, desto ungehemmter werden unsere Worte und Bilder von konventionellen Vermarktern übernommen. Selbst Konsument/innen, die unsere Anliegen und unsere Kritik an «Nachahmungen» eigentlich kennen, greifen in der Hektik des täglichen Einkaufs zu Produkten, die wenigstens so tun als ob.

Tatsächlich war es stets an uns, den Stein ins Rollen zu bringen. Eier von «glücklichen Hühnern» wurden vom Detailhandel erst angepriesen, nach-



FOTO: M. BÖSCH

**Hauptsache viel,
Hauptsache billig?**

dem wir gezeigt hatten, dass Freiland Eier gefragt sind. Jahre später wurde «Markenfleisch» ebenfalls erst zum Thema, nachdem wir einen Markt für Freilandfleisch aufgebaut hatten. Doch von einer tierfreundlichen Produktion von Milch, Fisch oder Wolle spricht heute noch kein Mensch...

Eier von «glücklichen» Hallenhühnern

Als Lea Hürlimann 1972 das Freilandei von glücklichen Hühnern schuf, hielt sich der Handel den Bauch vor Lachen, und der Bund wollte diese Deklaration glatt verbieten, da in der EG nur Datum und Grösse der Eier bezeichnet werden durften.

Doch schon Mitte der siebziger Jahre schleuderten grosse Vermarkter das «Bodenhaltungsei» auf den Markt. Der Bund segnete die nachweislich irreführende Deklaration ab (► A3), und der Schweizer Tierschutz (STS) machte zusammen mit der Zeitschrift «Annabelle» tüchtig Wind für diese Eier von angeblich «glücklichen Hühnern». Wir wehrten uns gegen die Gleichsetzung von Hühnern, die im Freien scharren und picken dürfen, mit Artgenossinnen, die Tag und Nacht in enge Hallen eingesperrt sind. Unser Protest machte das KAG-freiland-Ei bekannter als zuvor, der Ruf der «Bodenhaltung» aber war angeschlagen.

Die «Annabelle» gab später – dank der Kolumne der Ernährungsberaterin Milly Schaub – unseren Anliegen öfter Raum. Länger dauerte es, bis mit dem STS Zusammenarbeit möglich wurde. Dessen Führung schien damals von der Idee besessen, die Nutztierhaltung zu verbessern, ohne jemandem auf die Zehen zu treten. Statt mit seinen reichlichen Mitteln unsere Pionierarbeit zu fördern, finanzierte er aufwendige Kampagnen für Programme mit mutlosen Anforderungen, schönen Bildern und herzhaften Sprüchen.

«Markenfleisch» aus geschlossenen Ställen

Kaum war uns der Nachweis gelungen, dass Metzgereien ihre Kundschaft für Freilandfleisch zu begeistern vermögen (► 7), gründete der STS 1988 sein Label «Gourmet mit Herz» – aber mit laschen Anforderungen. «Bo-

denhaltungseier» waren dem Programm so gut wie Freiland Eier, und Kälber oder Schweine hatten nicht viel mehr zu erwarten, als was ihnen die damalige Tierschutzverordnung schon versprach. Kein Wunder, konnten 70 Filialen des Konsumvereins Zürich über Nacht auf «Gourmet»-Fleisch umstellen. Die teure «Gourmet»-Werbung machte glauben, das goldene Zeitalter für die Nutztiere sei angebrochen. Doch Ende 1994 wurde das Label, von dem sich STS-Funktionäre sechsstelligen Lizenzentnahmen erhofft hatten, still und heimlich beerdigt. Die landwirtschaftlichen Genossenschaftsverbände erneuten den Lizenzvertrag nicht, weil sie mit «Agrinatura» bereits über ein eigenes Label mit teilweise strengeren Anforderungen verfügten. – Seither können wir mit dem STS von Fall zu Fall erfreulich gut zusammenarbeiten!

Das Aufkommen von «Markenfleisch» brachte die Metzgermeister unter Zugzwang. Ihr Verband lancierte im «Rinderwahnsinnsjahr» 1996 eine Kampagne für «Fleisch vom Hof» samt Deklaration der Tierhaltung mit drei farbigen Punkten: «Blau» für Fleisch aus Schweizer Ställen, in denen wenigstens die Tierschutzverordnung erfüllt sei, «gelb» für Fleisch aus «besonders tierfreundlicher Stallhaltung» (BTS, Bundesprogramm für Ökobeiträge ► 10) und «grün» für Fleisch aus «kontrollierter Freilandhaltung» (KF, Bundesprogramm). Der Verband stützt sich dabei auf die vom Bund angeordneten Kontrollen. Tatsache ist, dass etliche Betriebe der Tierschutzverordnung nicht genügen (► 1), weil der Vollzug in manchen Kantonen zu wünschen übrig lässt. Die Kontrolle der beiden Bundesprogramme ist verbindlicher organisiert, beschränkt sich aber auf die Tierhaltung vor Ort. Ohne Warenflusskontrolle vom Hof bis auf den Ladentisch (► 7) ist eine Deklaration womöglich nichts als billige Imagepflege – die leider oft verfängt, weil sie der Kundschaft suggeriert, die Fragen, die sie ohnehin nicht zu stellen wagt, seien bereits beantwortet.



ZEICHNUNG: MARKUS ÖSCH

Tiere kaum ins Freie gebracht: Mit Millionen von Spenderfranken lancierte der Schweizer Tierschutz STS sein Label «Gourmet mit Herz», das 1994 still verschwand.

Migros und Coop entdecken Tierfreundlichkeit zum Billigtarif

Schon in den achtziger Jahren boten auch Migros und Coop Freiland Eier feil. Aber seit 1992 verkaufen die beiden Grossverteiler keine inländischen Freiland Eier mehr – sie wurden durch Eier aus «Auslaufhaltung» ersetzt. Zur Begründung wurde auf eine EU-Eierverordnung verwiesen, die pro Freilandhuhn 10 m² begrünte Fläche vorschreibt, was in der engen Schweiz kaum möglich sei (und unnötig ist; nach unseren Erfahrungen genügen im Durchschnitt 5 m²). Darum wichen Migros und Coop auf die Auslaufhaltung aus, für die nach EU-Verordnung 2,5 m² pro Huhn genügen. Doch den beiden Grossverteilern ging es nicht um EU-Kompatibilität, sondern um möglichst tiefe Preise für «Öko»-Eier. Die Verkleinerung der Auslauffläche ist nur ein Faktor. Gespart haben Migros und Coop mindestens so sehr durch die Bildung zu grosser Herden: grosse Einheiten senken die Betriebskosten pro Tier wie auch die Transportkosten pro Ei.

KAG-Betriebe dürfen nur bis zu 250, in Ausnahmefällen maximal 500 Hühner pro Herde halten, weil sich in grösseren Herden keine artgemässe Sozialstruktur mehr herausbilden kann. Aber weder die EU noch der Bund legen für die Freilandhaltung eine oberste Herdengrösse fest. Das führt in der Praxis dazu, dass in «EU-kompatiblen» Farmen ein grosser Teil der Hühner gar nicht ins Freie kommt (► 5). Dessen ungeachtet zielt die Betriebsberatung von Coop und Migros auf Herden mit 2000 Hühnern; mindestens bei einem Coop-Lieferanten leben sogar 12 000

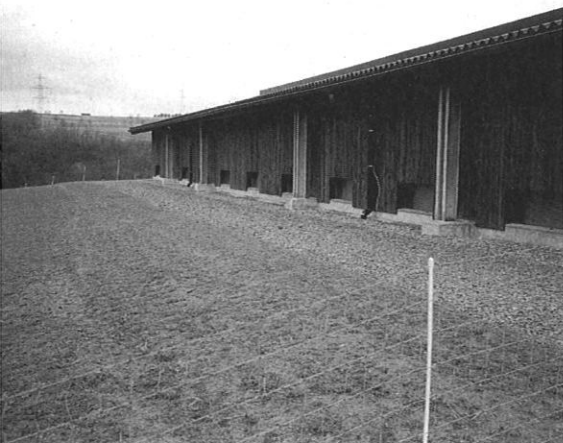
Hühner in einer einzigen Herde. Das geht an der «Verkaufsfront» nur darum gut, weil die meisten Konsument/innen annehmen, Auslaufhaltung sei gleichbedeutend mit Freiland – und weil diese Eier relativ billig sind, da der Bund auch für die Auslaufhaltung Freilandbeiträge zahlt.

Migros: Slalom zwischen Sano und Bio

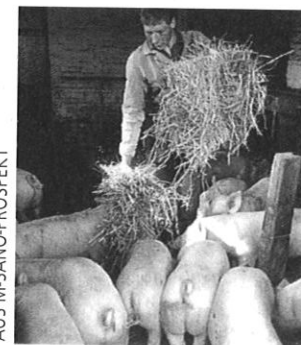
Das 1970 lancierte «Migros-Sano»- Programm (MS) leistete Pionierarbeit in der «Integrierten Produktion» (IP: reduzierter Einsatz chemischer Pflanzenschutzmittel). Ende der achtziger Jahre dehnte Migros das Programm auf die Tierhaltung aus und begann mit dem Verkauf von MS-Schweinefleisch aus Ställen mit Einstreu und Offenfront oder permanent zugänglichem Auslauf. MS schreibt also Freilandhaltung nicht zwingend vor.

Zur Sicherstellung der internen Warenflusskontrolle wurde MS-Schweinefleisch nur vorabgepackt in Selbstbedienung angeboten, konventionelles Fleisch aber weiterhin offen und mit individueller Fachbedienung. Weil MS-Fleisch weniger Absatz fand als erwartet, senkte Migros dessen Preis, wodurch das MS-Angebot noch weniger unterscheidbar wurde. Die Preisreduktion berappten übrigens die Tierhalter/innen, genauer: die Tiere; denn mit den Preisen wurden auch die MS-Vorschriften an die Zucht gesenkt. Immerhin: seit 1996 wird MS-Fleisch offen angeboten. konventionelles Fleisch dagegen in Selbstbedienung.

Gegen Mitte der neunziger Jahre wurde das MS-Programm schrittweise um Fleisch anderer Tiere erweitert. Den betroffenen Tieren mag das ihr Leben ein wenig erleichtern; ins Freie kommen sie deswegen noch lange nicht. Das MS-Programm erfüllt die (bescheidenen) Bundes-Freiland-Anforderungen (KF, ► 10) zwar bei Lämmern und Poulets. Im Durchschnitt aber sieht ein MS-Poulet den freien Himmel nur einen Tag lang



Migros und Coop stiegen von Freiland- auf Auslauf-eier ab. Der kahle Auslauf im Bild ist für die Hühner derart reizlos, dass die Öffnungen sogar am Nachmittag geschlossen bleiben ...



AUS M-SANO-PROSPEKT

M-Sano bringt Schweine, Kälber und Poulets kaum ins Freie.

in seinem zu kurzen Leben. Da es im Alter von weniger als sechs Wochen geschlachtet wird, sein Gefieder sich aber erst ab der fünften Woche entwickelt, muss es fast die ganze Zeit im Stall verbringen. Am besten haben es im MS-Programm die Milchkühe: Sie dürfen ins Bundes-Freiland und werden zudem nicht mit dem elektrischen «Kuhtrainer» (► 12) gezwungen, ihre Notdurft in den Stallgraben zu verrichten. Die Mütter von MS-Kälbern und die Migros-Bio-Milchkühe allerdings dürfen weiterhin mit dieser Einrichtung gequält werden.

Seit 1995 baut Migros ein Bio-Segment auf, das dem Niveau der Bio-Suisse-Knospe entspricht. Aber anders als Coop, die zwei Jahre früher auf die Knospe setzte und deutlich in Führung liegt, tritt Migros mit einem eigenen Bio-Label an. Mehr Wettbewerb in der Bio-Szene ist zu begrüssen – schön wär's, wenn er auch den Tieren zugute käme! Doch zu Beginn waren die Anforderungen an die Migros-Bio-Tierhaltung weniger streng als jene der Knospe, ja: sogar weniger streng als das Sano-Programm. Nachdem wir das kritisiert und das Gespräch mit Migros gesucht hatten, gelten inzwischen auch für die M-Bio-Tiere wenigstens gleichwertige Anforderungen wie bei der Knospe (► 11).

Aber eigentlich möchte die spät auf den Bio-Zug aufgesprungene Nummer 1 des Detailhandels noch eins draufsetzen, um Coop image-mässig zu überholen. Darum wollte Migros Eier und Fleisch von KAG-Biobetrieben unter entsprechender Packungsaufschrift vermarkten, ohne sich aber an unsere Deklarationsvorschriften binden zu müssen. M-Bio-Produkte, die nur zum Teil

von KAG-Betrieben stammen, aber von der KAG gegen Entgelt abgesegnet sind? Wir haben selbstverständlich nein gesagt! Weil unsere Lizenznehmerin Fidelio AG aber auf diesen Handel einstieg (► 7), hat es uns dann doch ein wenig erwischt, gerade so fest, dass unser Vorstand Anfang 1997



AUS M-SANO-PROSPEKT

Wirrwarr: M-Sano-Milch stammt von Kühen, die ins Freie kommen und keinen «Kuhtrainer» erleiden – für M-Bio-Milch aber bleibt der Elektroschock bis 2002 erlaubt.

beschloss: Wir arbeiten grundsätzlich nicht mit Grossverteilern zusammen, es sei denn, sie verpflichten sich vertraglich auf unsere Deklaration und Kontrolle.

Coop setzt «voll» auf Freiland

Bereits seit Beginn der achtziger Jahre führt Coop «natura beef» von Jungrindern aus Mutterkuhhaltung. Zehn Jahre später erzielte sie bei Testverkäufen von Bio-Joghurt und Bio-Gemüse Umsätze, die sie ermutigten, unter ihrem eigenen Label «Natura-Plan» (NP) «ganz auf Biolandbau und Freilandhaltung zu setzen», wie sie 1993 an einer Pressekonferenz kundtat. Coop entfachte in der Folge vor allem auf den Inserateseiten der grossen Zeitungen eine wahre Bio-Kampagne. Was pflanzliche Produkte betrifft, scheint dabei alles seine Ordnung zu haben: Bio-Rüebli, Bio-Brot und Bio-Äpfel stammen von Knospe-Betrieben.

Doch wie sieht es bei tierischen NP-Produkten aus? Coop machte geltend, dass die Tierhaltungsanforderungen der Bio-Suisse-Knospe den Freilandvorschriften des Bundes noch nicht standhielten, weshalb man sich hier nach anderen Angeboten umsehen müssen. Doch die Freiland-Propaganda von Coop-Natura-Plan hält näherer Prüfung ebenfalls kaum stand. «natura beef»-Jungrindfleisch ist das einzige Produkt, das wirklich das Prädikat «Freiland» verdient. Die Eier stammen aus «Auslaufhaltung» auf EU-Niveau. Für die jungen Masthühner beschränkt sich «Freiland» auf das Gedränge in viel zu grossen Herden; im Winter wird obendrein kaum Auslauf ins Freie gewährt. Das hiesige Winterklima bekäme den höchstens neun Wochen alten Tieren nämlich nicht gut. Konsequenterweise sollten im Winter gar keine Freiland-Poulets gehalten werden. So gilt es für die KAG-Betriebe, was deren Produktion natürlich verteuert, weil die Ställe während drei Monaten leer stehen.

Bei der Milch gibt sich Coop-Natura-Plan eigenartigerweise dann doch



Nur «natura beef» erfüllt bei Coop hohe Freiland-Anforderungen.

mit der Bio-Knospe zufrieden, trotz ungenügendem Auslauf und «Kuhtrainer». Das Fleisch der Bio-Kälber, die dafür sorgen, dass die Bio-Milch fliesst, will Coop hingegen nicht – wohl nicht der zu tiefen Anforderungen an die Tierhaltung wegen, sondern, weil Coop ja schon Jungrinder aus Mutterkuhhaltung verkauft. Rosinenpicken fürs eigene Öko-Image: vom einen Betrieb nur das Fleisch, vom andern nur die Milch – um die landwirtschaftlichen Zusammenhänge sollen sich die Bauern gefälligst selber kümmern...

Rosinen picken möchte Coop auch beim Schweinefleisch. Traditionell sind Schweine Verwerter von Molkereiabfällen; noch heute werden sie zu einem bedeutenden Teil im Graswirtschaftsgebiet gehalten. Hier beschränkt sich Freiland auf befestigte Ausläufe; echte Weidehaltung ist wegen des hohen Aufwands bei heute erzielbaren Preisen selten. Im Ackerbaugesamt hingegen kann die Schweineweide in die Fruchtfolge einbezogen werden: man lässt die Schweine einen Acker nach dem andern umpflügen. Das will Coop nutzen. Falls ihr Projekt positive Resultate bringt, will sie unter ihrem NP-Label nur noch Schweinefleisch «aus echter Weidehaltung» verkaufen. Das Ziel ist richtig: auch Mastschweine möchten Weide, nicht nur einen betonierten Auslauf. Wenn es Coop mehr um die Schweine ginge als um ihr Image, hülfe sie mit, die Rahmenbedingungen zu verbessern: höhere Schweinefleischpreise und höheren Freilandbeiträge des Bundes für das Weiden aller Schweinen – ohne Nasenring!

Tierhaltungsniveau der Grossverteiler-Öko-Programme (Oktober 96) aufgrund der Richtlinien, nicht der Praxis

	Migros Sano	Migros Bio-Box	Coop Natura-Plan	primo/visavis Bio Domaine
Schwein	1	2	(4)*	4
Kalb	1	2	---	4
Jungrind	---	---	3	4
Rind	1	2	---	4
Lamm	2	---	---	4
Eier	2	2	2	4**
Poulet	2***	2	2	4
Milch	3	2	2	2

GRAFIK: KAG

- 1  Bundes-Anforderungen «besonders tierfreundliche Stallsysteme» (BTS, seit 1996) strukturierte Laufställe – ohne Auslauf ins Freie)
- 2  Bundes-Anforderungen «Kontrollierte Freilandhaltung» (KF; seit 1993, Bio-Knospe und M-Bio ab 1997 – Weide/tägl. Auslauf nicht in jedem Fall Vorschrift)
- 3  KF + (Jungrind: täglich Auslauf, Milch: kein Kuhtrainer)
- 4  Anforderungen der KAG (und Fütterung gemäss Bio-Suisse-Knospe)

* Testlauf Weidehaltung (konvent. Fütterung)

** bis Ende 1997 KAG ohne Bio

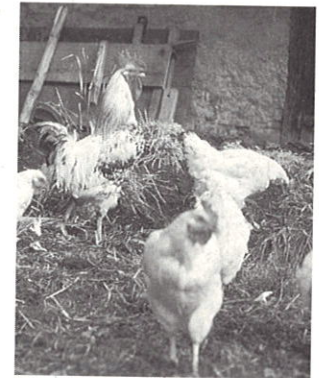
*** diese Betriebe erhalten zwar KF-Direktzahlungen, mästen aber kurzlebige Linien

gen werden: man lässt die Schweine einen Acker nach dem andern umpflügen. Das will Coop nutzen. Falls ihr Projekt positive Resultate bringt, will sie unter ihrem NP-Label nur noch Schweinefleisch «aus echter Weidehaltung» verkaufen. Das Ziel ist richtig: auch Mastschweine möchten Weide, nicht nur einen betonierten Auslauf. Wenn es Coop mehr um die Schweine ginge als um ihr Image, hülfe sie mit, die Rahmenbedingungen zu verbessern: höhere Schweinefleischpreise und höheren Freilandbeiträge des Bundes für das Weiden aller Schweinen – ohne Nasenring!

Usego bis jetzt konsequenter

Die Nummer 3 im Schweizer Detailhandel begann als letzte, über ein eigenes Öko-Angebot nachzudenken. Sie tat es wohl vor allem aus Angst, beim Zweikampf der beiden Grössten noch mehr Marktanteile zu verlieren. Was kann der Kleinere tun, um zur Kenntnis genommen zu werden? Er macht's besonders gut! Seit 1995 führt die Usego Trimerco Holding (UTH) in ihren beiden Ketten selbständiger Detaillisten («primo», «visavis») unter dem Namen «Bio Domaine» schrittweise ein Öko-Sortiment ein. Pflanzliche Produkte müssen den Knospe-Richtlinien genügen, tierische Produkte zusätzlich den KAG-Anforderungen. Ausnahme: Freiland Eier trugen bis Ende 1997 teilweise nur das KAG-Zeichen, Milch(produkte) nur die Knospe, weil hier die KAG-Bio-Schnittmengen noch zu gering sind.

Das Vorgehen der UTH hebt sich auch strukturell positiv von Coop und Migros ab: «Bio Domaine» ist eine Aktiengesellschaft, die zu je einem Drittel der UTH und den beteiligten Lieferanten und Organisationen (Fidelio, Biofarm, WWF, VKMB usw.) und zu einem Drittel den beteiligten Höfen und Läden gehört. Damit sind die Lieferant/innen und ihre Organisationen zumindest theoretisch in einer etwas unabhängigeren Position gegenüber der Abnehmerin.



Mehr als nur KAG-Eier im Laden: Das «Bio Domaine»-Programm von Usego setzt klarer auf Freiland als die Grossen, aber auch nur in Teilen des Sortiments.

Der breiteren Struktur entspricht eine dezentralere Beschaffungsphilosophie: Eingekauft werden Bio-Domäne-Produkte soweit möglich in der Region, was volkswirtschaftlich und im Interesse kleiner Tierbestände sinnvoll ist. In der Zusammenarbeit mit Usego spüren wir freilich, wie stark die Sachzwänge eines Marktes sind, dessen Ziel Umsatz und nicht Ökologie oder Tierschutz ist. So müssen wir uns dafür wehren, dass KAG-freiland-Eier unter Banderole und dezentral angeliefert werden. Bisher konnten wir die Usego-Einkäufer überzeugen.



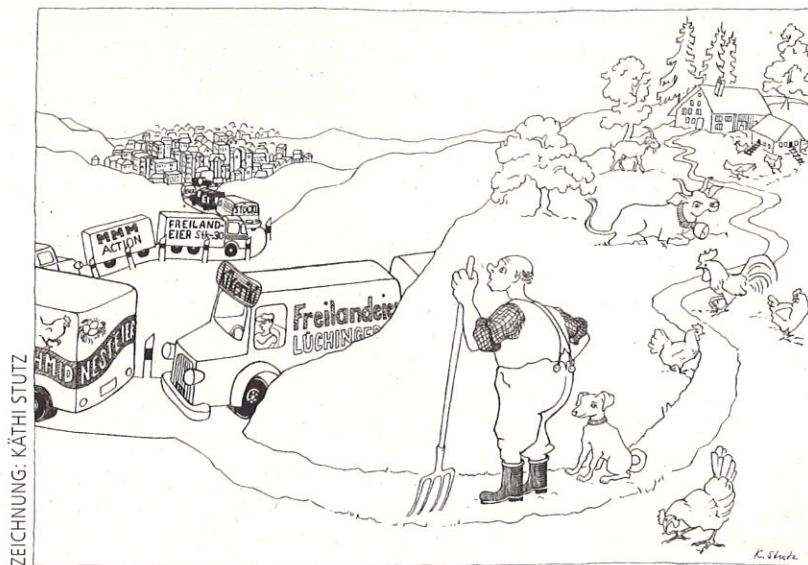
Für uns zählt nicht die Grösse des Geschäfts, sondern die Entschiedenheit, mit der es echte Freilandhaltung aller Tiere fördert.

Öko-Produkte als Feigenblatt?

So sehr sich Migros, Coop und Usego um ökologischere und tierfreundlichere Produktion bemühen mögen: Alle drei stellen nicht ihr gesamtes Sortiment um, sondern lediglich einen kleinen Teil. Einzig «Migros-Sano» zielt bei inländischem Obst, Gemüse und Poulets längerfristig auf eine Vollumstellung des Angebots. Den potentiellen Anteil des neuen Bio-Segments hingegen schätzt Migros vorsichtig auf etwa 5 Prozent. Coop ist da grosszügiger: 20 Prozent Bio-Anteil will sie vor dem Jahr 2000 erreichen – notfalls mit Hilfe von Importen, falls die inländischen Produzent/innen nicht «spuren». Migros-Fachleute halten dieses Ziel aber für unrealistisch hoch.

Pflegen die Grossverteiler ihr Teil-Öko-Angebot vor allem zur Imageverschönerung? Besonders gross erscheint diese Gefahr bei Coop mit ihrer seitenfüllenden Bio-Werbekampagne: Die Kundenschaft lässt sich gern im Glauben wiegen, bei Coop einzukaufen sei an sich schon eine ökologische Pioniertat – wer fragt da noch, woher der weitaus grössere konventionelle Teil des Angebots kommt? Alles Bio und Hans was Heiri?

Unser langfristiges Ziel heisst: Alle Tiere ins Freiland! Es sollen also auch bei den Grossverteilern nur noch tierische Produkte aus Freilandhaltung



ZEICHNUNG: KÄTHI STUTZ

zum Verkauf gelangen. Das lässt sich nur schrittweise erreichen. Die Zwischenschritte dürfen aber nicht im Angebot von Pseudo-Freiland-Produkten bestehen. Hier ist unsere Kritik gefordert – und konsequentes Einkaufen.

Chance für die Kleinen

Wir propagieren keinen Heimatschutz für kleine Läden um jeden Preis. Wenn die Grossverteiler Rosinen picken können, dann nicht zuletzt, weil viele kleine Detaillisten und Reformhäuser ihre Chance nicht genutzt haben. Und viele Bio-Läden, die sich heute vor der Bio-Konkurrenz der Grossen fürchten. Sie haben zwar dem Biolandbau zum ersten Durchbruch verholfen. Und sie sind bis heute die einzigen, die ihr ganzes Sortiment konsequent biologisch einkaufen. Bei Freiland-Produkten hört die Konsequenz leider meist schon auf.

Wenn die Kleinen ihren Platz behaupten wollen, müssen sie auf tierische Produkte aus einer Freilandhaltung umstellen, die diesen Namen verdient. Denn hier ist das Öko-Profil der Grossen noch schwächer als bei pflanzlichen Produkten.



Sollen wir mit staatlichem Druck dafür sorgen, dass alle Tiere ein wenig ins Freie kommen (Bild: frühere bäuerliche Schweinehaltung) – oder darauf hoffen, dass der Markt unserem Beispiel folgt und immer mehr Tiere wirklich ins Freiland bringt?

Freiland von Staats wegen?

Die KAG ist keine Label-Organisation. Gewiss verwenden wir einen erheblichen Teil unserer Mittel auf die Beratung und Kontrolle von Vertragsbetrieben, zur Sicherstellung einer einwandfreien Deklaration und zur Unterstützung der Vermarktung von KAG-freiland-Produkten. Aber nicht zum Selbstzweck, sondern, um Öffentlichkeit, Politik und Markt in Bewegung zu setzen: Alle Tiere ins Freiland!

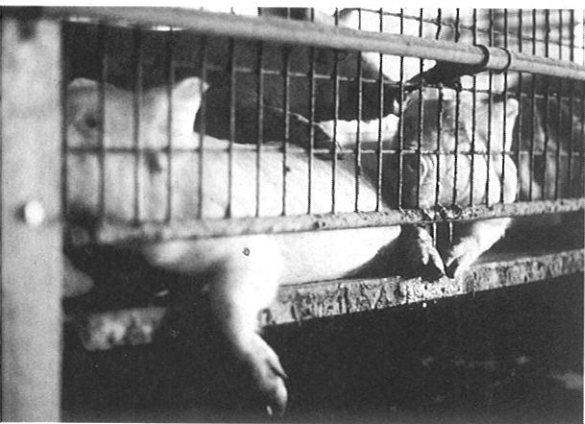
Ob ein Tier im Freiland leben kann, darf nicht davon abhängen, ob es unter dem «richtigen» Label geboren ist. Grundsätzlich hat jedes Tier Anspruch auf Lebensbedingungen gemäss seinen Bedürfnissen. Mit heute über 500 Vertragsbetrieben und 10 000 Mitgliedern setzen wir das Beispiel dafür, dass Freilandhaltung ohne faule Kompromisse möglich ist. Damit üben wir einen Nachahmungsdruck auf den Markt und einen Vollzugsdruck auf die Politik aus. Je besser unser Beispiel wird, desto besser müssen die Nachahmungen und desto wirksamer müssen die politischen Hilfen dafür sein!

Rund 1 Prozent aller Nutztiere in der Schweiz lebt heute auf KAG-Betrieben; weitere 18 Prozent lebten 1996 unter den – weniger strengen – Bundesbestimmungen für die «Kontrollierte Freilandhaltung» (KF). Die überwiegende Mehrheit der Schweizer Nutztiere muss noch immer unter konventionellen Bedingungen vegetieren und kommt so gut wie nie ins Freie. Um das zu verändern, braucht es viel mehr Menschen, die «mit ihrem Einkaufskorb politische



Die KAG setzt das Beispiel für die Freilandhaltung – der Markt folgt ihm bei genügendem Druck von Konsument/innen und Stimmbürger/innen.

ren». Tatsächlich reagiert der Markt auf den Wunsch einer Kundschaft, der das Wohl der Tiere nicht egal ist; freilich in engen Grenzen (► 9). Ohne veränderte politische Rahmenbedingungen wird der heute vielgelobte Markt allein die Lebensumstände der meisten Nutztiere nicht verbessern.



Höchstens ein Drittel der Konsument/innen ist heute bereit, für Freilandprodukte mehr zu bezahlen – die meisten Tiere können nur politisch befreit werden.

möglich. Grösser als auf konventionellen Betrieben ist aber jedenfalls der Aufwand bei einer KAG-Geflügelhaltung, unter anderem wegen der Beschränkung der Herdengrösse (► 5).

Die durch Minderertrag und Mehraufwand bedingten höheren Kosten der Freilandhaltung lassen sich in der Direktvermarktung «verstecken», weil ein Teil der Marge, die der Detailhandel haben müsste, auf dem Hof bleibt, während der Rest dieser Marge entfällt. Die Direktvermarktung kann aber bestenfalls einige wenige Prozent des gesamten Marktes abdecken. Im Detailhandel ist diese scheinbare «Verbilligung» von Freilandprodukten natürlich nicht möglich. Ein Beispiel: Während KAG-freiland-Fleisch

Freilandhaltung ist aus verschiedenen Gründen teurer. Masttiere (Schweine, Kälber, Rinder, Geflügel) brauchen bei dieser extensiven Haltung viel mehr Platz, etwas länger Zeit und etwas mehr Futter, um das erforderliche Schlachtgewicht zu erreichen. Die Legeleistung von Freilandhühnern ist ebenfalls etwas kleiner als in konventioneller Produktion. Freilandbetriebe erzielen daher weniger Ertrag pro Tier und Jahr. Auf der andern Seite kann der tägliche Arbeitsaufwand je nach Tiergattung im Freiland grösser sein; das Gegenteil ist bei optimalem Umbau von Ställen und Einrichtungen allerdings auch

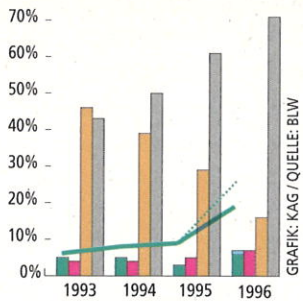
in der Direktvermarktung kaum teurer ist als konventionelles Fleisch beim Metzger, kostet es in der KAG-Metzgerei rund 15 Prozent mehr. Nach neueren Untersuchungen ist rund ein Drittel aller Konsument/innen bereit, für kontrollierte Bio-Produkte einen Preisaufschlag in dieser Höhe zu bezahlen. Daraus muss geschlossen werden: zwei Drittel der Konsument/innen sind nicht bereit, für Freilandprodukte mehr zu bezahlen.

Seit Anfang der neunziger Jahre wird viel von der Ökologisierung der Landwirtschaft gesprochen und sogar einiges getan. Doch diese Ökologisierung geht in der Regel am Tier vorbei – in der Europäischen Union (EU) noch viel deutlicher als in der Schweiz, wo seit 1993 immerhin staatliche Förderprogramme für tierfreundliche Haltungssysteme bestehen. Im Bundesamt für Landwirtschaft geht man davon aus, dass es bei einer Annäherung der Schweiz an die EU kaum Probleme geben werde für die eingeleitete Ökologisierung, weil sie relativ nahtlos in die Agrarpolitik der EU passe – sehr schwierig könnte es hingegen werden für die Verbesserung der Tierhaltung, weil Brüssel hierfür bisher keine Programme kennt. Mit andern Worten: Je näher die Schweiz an den «Gemeinsamen Markt» rückt, desto grösser wird der Preisunterschied zwischen (ausländischen) Billig-Tierprodukten und einheimischen Produkten aus Freilandhaltung. Es braucht also politische Massnahmen, damit trotz sinkenden Preisen die Lage der Nutztiere verbessert werden kann.

Wir fordern solche Massnahmen seit je (► A3). Einige dieser Forderungen sind im Laufe der Zeit fast Allgemeingut geworden – wenn auch mit Abstrichen. So hat der Bund 20 Jahre nach unseren ersten Schritten endlich ein Förderprogramm für die sogenannte «Kontrollierte Freilandhaltung» (KF) eingeführt. Es entspricht zwar in mehrfacher Hinsicht nicht unseren hohen Anforderungen, ist aber doch ein guter Schritt in die richtige Richtung. Nach wie vor ist die Freilandhal-



Eine KAG-Standaktion der ersten Jahre: aufklären, damit mehr Menschen Schutz für die Nutztiere fordern.



Verteilung Öko-Bundesbeiträge

Anteil der — KF- bzw. BTS-Tiere

Der Bund investiert zwei Drittel aller Ökobeiträge in die «Integrierte Produktion» (IP). Das mit fragwürdigem ökologischem Nutzen ausgegebene Geld fehlt in der Förderung guter Tierhaltung.

Hätte der Bund das Geld nicht der ökologisch wenig wirksamen «Integrierten Produktion» (IP) nachgeworfen, sondern die Freiland-Beiträge gemäss unserer Forderung verfünffacht, wäre 1996 wohl schon gegen die Hälfte der Nutztiere in den Genuss eines Auslaufs gekommen. Weitere Fortschritte werden ohne höhere Beiträge nicht zu erreichen sein, vor allem nicht für die Schweine, von denen erst 3 Prozent ins Freie dürfen.

Einen ersten politischen Erfolg für die Freilandhaltung haben wir erreicht. Doch der Bund gibt weiterhin viel mehr Geld für die konventionelle Tierhaltung aus: Jedes Jahr zahlt er 1,5 Milliarden Franken an Tierhalter und an die Verwerter tierischer Produkte – ohne danach zu fragen, wie die

tung jedoch nur eine «politische Nische». Als die Öko-Direktzahlungen 1993 eingeführt wurden, waren die Freiland-Beiträge so tief angesetzt, dass erst wenige Betriebe mitmachten – meist Milchwirtschaftsbetriebe, die ihre Kühe und Aufzuchtälber schon immer ins Freie gelassen hatten, weil die Tiere dadurch gesünder und fruchtbar bleiben, also langfristig besseren Ertrag abwerfen. Für Mastbetriebe hingegen war der Anreiz zu gering, um ihren Schweinen, Kälbern, Rindern und Hühnern einen Auslauf einzurichten.

Dank unserer stark beachteten Petition für höhere Freilandbeiträge, die 1995 in wenig mehr als zwei Sommermonaten von 24 000 Personen unterzeichnet wurde, hat der Bund die Freilandbeiträge für Freilandbetriebe ab 1996 verdoppelt. Das zeigte noch im gleichen Jahr Wirkung: bereits 19 Prozent aller Nutztiere kamen regelmässig ins Freie, doppelt so viele wie noch ein Jahr zuvor (► Grafik). Erste Wirkung zeigt auch das 1996 neu geschaffene Programm «besonders tierfreundliche Stallhaltung» (BTS), das den Tieren zwar nicht Auslauf, aber wenigstens Erleichterungen im Stall bringt.

Tiere gehalten werden. Nur ein Zehntel dieser Summe kommt, bei grosszügiger Betrachtung, Verbesserungen der Tierhaltung zugute. Wir fordern, dass alle Beiträge an die Tierhaltung schrittweise umgelagert werden. In Zukunft soll der Bund nur noch die Freilandhaltung fördern.

Gleichzeitig fordern wir strengere Bundesanforderungen an die «Kontrollierte Freilandhaltung». Als der Bund 1993 seine Öko-Förderprogramme lancierte, war bald klar, dass der Biolandbau nicht wesentlich anders definiert werden konnte als so, wie ihn die Bio-Verbände (VSBLO/Knospe) bereits lange festgelegt hatten. Das Beispiel der Knospe war auf dem Markt und in den Förderprogrammen einiger Kantone bereits so stark verankert, dass es halt nicht mehr beiseite geschoben werden konnte.

Ganz anders die Situation der Freilandhaltung. Wir waren als Pionierorganisation mit den strengsten Anforderungen und Kontrollen zwar soweit anerkannt, dass auch wir von den Bundesbehörden zur Kenntnis genommen werden mussten. Auf dem Markt sind wir allerdings weniger stark präsent als die Knospe – und wir müssen ihn zunehmend mit grösseren «Konkurrenten» teilen, die an ihre «Freiland»-Produkte weniger hohe Anforderungen stellen (► 9). Die Weisungen des Bundes für die «Kontrollierte Freilandhaltung» (KF) orientieren sich daher nicht an unseren



Herbst 1995 vor dem Bundeshaus: So reichten wir unsere Petition für mehr und höhere Freilandbeiträge ein. In nur zwei Sommermonaten waren 24 000 Unterschriften zusammengekommen.

Anforderungen, sondern an den weniger strengen unserer Nachahmer.

So gibt es beispielsweise Bundesgeld für eine «Freilandhaltung», bei der Mastgeflügel selten ins Freie kommt. KF-Beiträge erhält auch, wer sein Mastvieh nicht auf die Sommerweide oder im Winter nur an 13 Tagen pro Monat in den Auslauf lässt. KF-würdig ist sogar die Kälbermast in Einzel-Iglus, eine Art Einzelhaft unter freiem Himmel. Nicht verboten sind im KF-Programm überdies tierfeindliche Techniken wie Embryotransfer oder «Kuhtrainer». Insgesamt erfüllt die «Kontrollierte Freilandhaltung» nur teilweise, was unter diesem Begriff erwartet werden darf. Sie kommt dem Minimalismus vieler Tierhalter entgegen, statt sich an jenen Bäuerinnen und Bauern zu orientieren, die ihren Tieren aus eigener Erkenntnis das Optimum bieten.

Die ungenügenden KF-Bestimmungen sind geeignet, Konsument/innen irrezuführen und Steuerzahlende zu enttäuschen; beides ist der langfristigen Akzeptanz von Freiland-Beiträgen nicht förderlich. Leider stiessen unsere Vorschläge für strengere Bestimmungen beim Bund bisher auf taube Ohren.

Skeptiker mögen nun nicken: Es sei eben eine Illusion, vom Staat zu erwarten, dass er das von uns Vorgelebte jemals vollumfänglich übernehme. Der Staat neige dazu, Forderungen im Bad der Kompromisse derart zu verwässern, dass am Ende das Gegenteil dessen resultiere, was wir erreichen wollten. Da werde eben aus der geforderten Freilandhaltung ein «Jekami»-Programm, das eine wirkliche Freilandhaltung noch exotischer erscheinen lasse. Daher wäre es klüger, den Staat und die ohnehin nur auf Wiederwahl

schielenden Politiker/innen gar nicht erst in diese Sache zu verwickeln.

In solcher Skepsis steckt ein Körnchen Wahrheit. Der politische Erfolg des Biolandbaus legt freilich eine andere Schlussfolgerung näher: Wir müssen durch beharrliche konkrete Arbeit auf den Höfen, auf dem Markt und



**Im Freien eingesperrt:
Auch für die Kälberhaltung
in Einzel-Iglus Kälbern
gibt's Freiland-Beiträge
vom Bund ...**

in der veröffentlichten Meinung noch präsenter werden – dann wird unsere Vorstellung einer artgerechten Nutztierhaltung im Freiland auch von den Behörden übernommen werden müssen.

Im Unterschied zum Biolandbau kann die Freilandhaltung allerdings nicht von der allgemeinen Ökologisierungswelle profitieren. Der drohende Kollaps unserer Umwelt, Waldsterben, Klimaveränderungen, vergiftete und ausgelaugte Böden, Luftverschmutzung: dies alles macht «Bio» zur Überlebensstrategie, die zunehmend Anerkennung findet – auch bei tüchtigen Geschäftemachern. Die Nutztiere aber kommen dabei nur gerade so weit in Betracht, als sie (zuviel) Dünger liefern, Gase in die Umwelt abgeben oder Böden verseuchen.

Der anständige Umgang mit Tieren hingegen ist keine ökologische Frage im engeren Sinn. Gefragt wird vielmehr nach unserer ethischen und kulturellen Haltung. Haben Tiere ein Recht auf ein artgemässes Leben? Darf Tieren in unserem Namen alles angetan werden? Ist es uns wohl in einer Gesellschaft, die solchen Fragen ausweicht?

Von diesen Fragen ist die KAG ausgegangen; sie stehen für uns weiterhin im Zentrum. Doch genau diese Fragen blieben in der Debatte um die Ökologisierung bisher im Hintergrund.

Unsere Arbeit hat eigentlich erst begonnen.



**Die meisten hierzulande
verzehrten Kaninchen
mussten in ausländischen
Käfigbatterien vegetieren.
Richtige Freilandhaltung
dieser aktiven und
geselligen Tiere ist sehr
anspruchsvoll – und der
Beitrag des Bundes zu
gering.**



FOTO: FRITZ GRUNDER

Wir gehen unseren Weg meist unbeirrt und manchmal fast allein – auch für eine gute Pferdehaltung.

Verbündete von Fall zu Fall

Die KAG ist nicht nur eine Nutztierschutz-Organisation. Der Schutz der Nutztiere lässt sich so wenig «herbeiorganisieren» wie der Schutz der Natur oder der Schutz vor Ausbeutung, Ungerechtigkeit und Unfreiheit. Der Würde der Nutztiere kann nur Achtung verschafft werden, wenn sich die Konsument/innen selber an ihrem Ort dafür einsetzen. Gefragt ist eine andere Lebenshaltung, nicht nur die Lösung eines isolierbaren Problems.

Es war uns von Anfang an wichtig, Anliegen miteinander zu vernetzen, die im Alltag oft als voneinander getrennt wahrgenommen werden. Anfang der siebziger Jahre bildeten Studenten und Assistenten fast aller Fachbereiche der beiden Zürcher Hochschulen eine «Arbeitsgemeinschaft Umwelt» (AGU), ein brodelndes Sammelbecken von sozial und ökologisch Interessierten, eine Brutstätte von Ideen und Projekten. Der Höhepunkt der AGU war die Wanderausstellung «Umdenken – Umschwenken», die der «Öko-Papst» Ivan Illich als das bedeutendste Ereignis der siebziger Jahre bezeichnete. Die eben erst gegründete KAG präsentierte sich dabei in der Aula der ETH Zürich mit einem vorbildlichen Hühnerstall von Detlef Fölsch.– Die AGU ist aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden; aber sie war ein Nährboden für Bewegungen, die wie die KAG bis heute aktiv sind und gelegentlich zusammenarbeiten.

Auch in dieser Zusammenarbeit sind wir die Advokaten der Nutztiere. Immer wieder pochen wir darauf, dass es nicht nur um den Schutz von Bauern, Konsumentinnen oder der Umwelt geht, sondern dass da auch noch Tiere sind, deren leidvolle Leistung wie selbstverständlich vorausgesetzt wird. Wir haben uns damit nicht immer beliebt gemacht (► 12).

Wir mussten lernen, die Probleme, die sich uns in den Weg stellten, aus eigener Kraft zu lösen. Wir mussten manches alleine «erfinden» – und oft wollten wir das ja auch, aus Angst, vereinnahmt zu werden. Immerhin: in

den ersten Jahren haben uns verschiedene Organisationen finanziell oder politisch unterstützt, so der WWF Schweiz, der Schweiz. Naturschutzbund, das Sozialethische Institut der Uni Zürich, die Schweiz. Gesellschaft für Tier-schutz (Pro Tier), die Erklärung von Bern und andere mehr.

1980 lud der WWF Schweiz zu einer «Aktion Gesünder Essen» (AGE) ein. Hier verbündeten sich Organisationen des Tier- und Umweltschutzes, der Konsument/innen, der Entwicklungspolitik, der Klein- und Biobauern, mit denen wir schon zuvor zusammengearbeitet hatten. Wir versprachen uns viel von dieser gemeinsamen Aktion und investierten einiges an Zeit dafür. Herb war die Enttäuschung, als die Anliegen der kleinen KAG und des damals nicht viel grösseren Forschungsinstituts für biologischen Landbau (FiBL) im Kielwasser der grossen Verbände unterzugehen drohten. Wir wehrten uns hartnäckig für gerechte Anforderungen an Tierhaltung und Deklaration, bis der WWF 1984 unsere Arbeitsgemeinschaft kurzerhand zu einer WWF-Abteilung machte (heute «Konsum und Umwelt»).

Ungeachtet dieser Enttäuschung haben wir von Anfang an, seit 1986, aktiv an der «Bauern- und Konsumenten-Initiative» (BUK) mitgearbeitet, einem Gemeinschaftswerk von 23 Organisationen. Während der jahrelangen Vorbereitungen mahnten wir Sitzung für Sitzung: vergesst die Nutztiere nicht! Das hinterliess zwar Spuren im Initiativtext, wenn auch weniger

deutliche als die Anliegen des Biolandbaus; doch noch heute werden Nutztiere aus ökologischer Sicht in erster Linie als «Dünger-grossvieheinheiten» in Rechnung gestellt. Die 1991 eingereichte Volksinitiative wurde 1996 zugunsten eines Gegenvorschlags des Bundes zurückgezogen, der eine (allerdings nicht näher definierte) tier-, umwelt- und marktgerechtere Landwirtschaft in der Verfassung verankern wollte, was in der Volksabstimmung von einer ungewöhnlich hohen Mehrheit von 78 Prozent gutgeheissen wurde. Mindestens so fruchtbar wie dieser neue Verfassungsartikel ist das im Rahmen der BUK-Initiative entstandene Netzwerk an Beziehungen, das bei



FOTO: PIETER FOLDERVAART

Aus einer rein ökologischen Sicht interessiert nur die Düngerbelastung, nicht das Wohl der Tiere.

zahlreichen Gelegenheiten immer wieder spielt und uns Informationen und Einflussmöglichkeiten gibt, die wir früher meist allein erkämpfen mussten.

Wir konnten aus diesem Netzwerk gar so viel Kraft schöpfen, um zweimal federführend Aktionen zu lancieren, die weit über unseren eigenen Bereich hinauszielten. Anfang 1990 wehrten wir uns mit einer Petition gegen eine Teilrevision der Lebensmittelverordnung, die nur einem kleinen Kreis zur Vernehmlassung unterbreitet worden war und die durch eine Hintertür die Gentechnik bewilligungsfähig machen sollte. Als wir fünf nach zwölf davon erfuhren, mobilisierten wir 20 Organisationen zu einer von der Presse gut beachteten Kampagne, die den Bundesrat zwang, die Vernehmlassung nochmals neu und breiter anzusetzen. Die Bewilligung von Gentechniken wurde schliesslich auf die Totalrevision des Lebensmittelrechts verlagert (wo sie heute verbindlicher, aber immer noch unbefriedigend geregelt ist).

Nur ein halbes Jahr später, im Herbst 1990, gaben wir den Anstoss zu einer Aktion gegen drohende Beschlüsse im Rahmen der Uruguay-Runde des GATT-Welthandelsabkommens. Besorgt waren wir insbesondere über die totale Vereinnahmung der Landwirtschaft durch den Welthandel und über die weltweite Gültigkeit von Patenten für genetische Manipulationen. Auf unsere Anfrage hin wollte sich keine der grossen Organisationen der Aufgabe annehmen, die noch weitgehend uninformierte Öffentlichkeit aufzuklären. Damit mochten wir uns nicht abfinden. Trotz knapper Mittel lancierten wir ein «GATT-Extrablatt» samt Petition an den Bundesrat und lokale Veranstaltungen und



FOTO: KEYSTONE

Picknick auf dem Bundesplatz, 1990: Übergabe unserer Petition gegen Gentechnik bei Nahrungsmitteln, gemeinsam mit weiteren Organisationen.



Manchmal setzen wir eine Karawane in Bewegung – 1990 mit andern zusammen gegen Folgen des Welthandels (GATT) für Landwirtschaft, Tiere und Umwelt.

1991 traten Umwelt-, Tier- und Konsumentenschutz-Organisationen, Hilfswerke, Bauernverband und Gewerkschaftsbund an einer Pressekonferenz mit gemeinsamen Forderungen auf, die das Schlimmste verhindern sollten. Das Forum wurde daraufhin von der Schweizer GATT-Delegation zu einem Gedankenaustausch eingeladen, schlief danach jedoch bald wieder ein; es war in seiner Zusammensetzung doch zu heterogen, und der normative Zwang des Faktischen war zu stark.

Gentechnische Manipulationen sind heute auch in der Schweiz möglich, und die Politik der neuen Welthandelsorganisation WTO entspricht weitgehend dem, was wir damals bekämpft hatten. Hat sich der Widerstand also nicht gelohnt? Aus unserer Froschperspektive lässt sich immerhin sagen: Beide Aktionen haben uns viel Lob gebracht. Offenbar hatten wir etwas erfüllt, was von der KAG seit je wie selbstverständlich erwartet wird: Nicht lockerlassen, beharrlich das als richtig Erkannte verfolgen, und mögen die Hindernisse noch so gross sein.

Widerstand macht immer Hoffnung. Wo er mit dem Aufbau des Neuen, des eigentlich Gemeinten im Kleinen verbunden ist, wird Hoffnung konkret

konnten zwei Dutzend Organisationen als Mitträger gewinnen, unter ihnen die Kleinbauernvereinigung (VKMB) und Greenpeace.

Wenigstens im kritischeren Teil der Öffentlichkeit wurden die Gefahren aus der Erweiterung des GATT endlich wahrgenommen und diskutiert. Mehr hatten wir uns gar nicht versprechen können. Unerwartet wurde die Aktion sogar zur Grundlage eines «GATT-Forums», dem ein halbes Jahr später auch grosse Organisationen angehörten. Im Sommer

erfahrbar. Das ist der Kern unserer Tätigkeit. Auf dieser Grundlage kann aus Enttäuschungen gelernt werden.

Und wir haben gelernt, wie erfolgreiche Zusammenarbeit möglich ist, auch wenn die Interessen von Fall zu Fall auseinanderstreben. 1994 ergriffen wir zum Beispiel zusammen mit der Kleinbauernvereinigung (VMB) und dem Biobauernverband (VSBLO) trotz anderweitiger Differenzen das zweifache Referendum gegen den Handel mit Milchkontingenten und gegen die Zwangsmitgliedschaft der Bauern in Branchenverbänden – die überholte Schweizer Agrarpolitik erlitt daraufhin in einer denkwürdigen Volksabstimmung 1995 Schiffbruch. Wir sind stolz darauf, zu einem Bündnis von ganz verschiedenen Organisationen beigetragen zu haben.

Auf manchen Tierschutzverein mussten wir warten

Da der Schutz der Nutztiere für uns an erster Stelle steht, müssten Tierschutzorganisationen unsere natürlichsten Verbündeten sein. Leider fanden wir lange Zeit nur mit wenigen von ihnen eine gute Zusammenarbeit, vor allem mit dem Tierschutzbund Zürich, dem Verband Tierschutzorganisationen Schweiz (VETO), dem auch die KAG angehört, und der Schweizerischen Gesellschaft für Tierschutz (Pro Tier). Stets durften wir zudem auf die Unterstützung der Stiftungen Elisabeth Rentschler und Erlenmeyer zählen. In seinen ersten Jahren war auch der Verein gegen Tierfabriken (VgT) ein wichtiger Partner für uns; später haben sich unsere Wege getrennt, weil sie – bei gleichem Ziel – doch zu unterschiedlich sind.

Zur Mehrheit der Tierschutzvereine, die dem Dachverband «Schweizer Tierschutz» (STS) angeschlossen sind, fanden wir erst in letzter Zeit Kontakt. Solange sich die Nutztierschutzpolitik des STS auf die Propa-

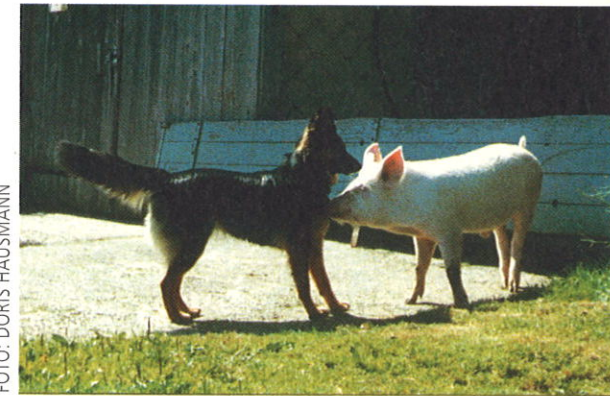


FOTO: DORIS HAUSMANN

Der Schutz von Nutz- und Heimtieren ist unteilbar.

gierung von «Bodenhaltungseiern» und auf die Pflege einer eigenen Marke mit mittelmässigem Anforderungsprofil («Gourmet mit Herz», ► 9) konzentrierte, standen unsere Auseinandersetzungen mit dem STS einem Dialog mit ihm und seinen Sektionen im Weg. Gegen Mitte der neunziger Jahre begann sich das glücklicherweise zu ändern.

Es gibt einen zweiten, tieferliegenden Grund dafür, dass viele Tierschutzvereine erst spät und zögernd mit uns zusammenzuarbeiten begannen. Die Mitgliedschaft dieser Vereine besteht mehrheitlich aus hunde- oder katzenhaltenden Tierfreund/innen, die erwarten, dass sich ihr Verein vor allem für das Wohl von weniger glücklichen Hunden und Katzen einsetzt, wenn möglich gar mit dem Betrieb eines Tierheims, der fast alle Mittel und Energien eines Vereins aufzehrt. Das Los der Nutztiere (die ja ihr Leben nicht zuletzt auch für die Lieblinge zu Hause lassen müssen) ging dabei meist vergessen. Erst in neuerer Zeit beginnen sich Tierschutzvereine zunehmend um das Wohl der Nutztiere zu sorgen.

Freiland im Ausland

Weil wir uns als einzige Organisation kompromisslos der Freilandhaltung verschrieben, waren wir oft ziemlich allein. Bündnispartner von Fall zu Fall können das Bedürfnis nach stetem Austausch unter Gleichgesinnten nicht befriedigen. Niemand mag immer Pionier sein, allein voranspuren.

In der Deutschschweiz war keine Schwester für die KAG in Sicht; auch nicht in der Romandie oder im Tessin. Und im Ausland gab es bis zur Mitte der achtziger Jahre keine vergleichbare Gruppierung. Doch dann bekamen wir innert kurzer Zeit gleich drei Schwestern. Sie wurden in kürzerer Zeit flügge als wir damals. Vielleicht, weil die Zeit – auch dank unserer Vorarbeit – dafür reif geworden war. Vielleicht auch, weil einige unserer Fehler und Umwege nicht wiederholt werden mussten.

Eine zufällige persönliche Bekanntschaft über die Grenze – unser aus Schweizer Sicht «exotische» Sitz in St. Gallen hat auch Vorteile! – führ-



KOPRA,
Hirschgraben 15,
A-6800 Feldkirch

te zu intensiven Kontakten mit einer Gruppe in Vorarlberg, die 1988 nach unserem Vorbild die «Konsumenten-Produzenten-Arbeitsgemeinschaft» (KOPRA) gründete. Sie konzentrierte sich von Anfang an auf Bergbetriebe (Walsertal, später auch Bregenzerwald und Montafon) und auf den Absatz ihrer Produkte (Fleisch, Käse, Eier) an Vereinsmitglieder. Aus dieser Beschränkung entwickelte die KOPRA viel Kraft und Unabhängigkeit und grosse personelle Konstanz. Seit 1992 verfügt sie im Walsertal über ein eigenes kleines Schlachtklokal. 1996 wurden die wirtschaftlichen Tätigkeiten einer neu gegründeten «Vorarlberger Bio-Vermarktung – KOPRA Genossenschaft» übertragen; der Verein kann sich nun auf seine ideellen Aufgaben in Beratung, Öffentlichkeitsarbeit und Kontakten zu andern Organisationen konzentrieren.

1988 wurden wir zur Gründung der «Arbeitsgemeinschaft Kritische Tiermedizin» (heute «Freiland Verband») nach Wien eingeladen. Eine Gruppe von Student/innen der dortigen veterinärmedizinischen Universität hatte uns auf Anraten von Detlef Fölsch (► 2) schon zuvor wiederholt um Informationen gebeten. Sie planten, nach unserem Beispiel detaillierte Verträge mit Tierhalter/innen abzuschliessen und ihnen bei der Vermarktung ihrer tierischen Produkte behilflich zu sein. Allerdings beabsichtigten sie, ihr Label nicht nur für Freiland-, sondern auch für Bodenhaltungseier zu vergeben, um möglichst rasch Bewegung in die weitgehend von Batterien dominierte österreichische Eierproduktion zu bringen. Es bedurfte des ganzen Einsatzes von KAG- und KOPRA-Vertretern, um die Wiener Kolleg/innen noch in der Gründungsphase davon abzubringen; die STS-Marke «Gourmet mit Herz» leistete dabei für einmal gute, weil abschreckende Dienste.

Der «Freiland Verband» kann sich, seiner Herkunft entsprechend, auf ein Netz von Wissenschaftler/innen abstützen; er ist sozusagen das forschende Gewissen unseres vierschwestrigen Kleeblatts. Aber der Verband kämpft jährlich mit Problemen der Finanzierung, weil er stark von staatli-



Freiland Verband,
Wickenburggasse 14,
A-1080 Wien

chen Fördermitteln abhängt, und mit häufigen Personalwechseln. 1994 konnte dagegen mit der eigenen «Freiland GmbH» ein wichtiges Standbein in der Fleischvermarktung geschaffen werden. Ein Hauszustelldienst unter dem Namen «Freiländer» bedient Wien samt Umgebung. Dank guter Zusammenarbeit mit den Freiland-Bäuerinnen und -bauern und mit einem renommierten Metzger kann dieses Projekt laufend ausgeweitet werden.

Ebenfalls 1988 gründeten Tierschutz-, Umwelt-, Entwicklungs- und bäuerliche Verbände in Deutschland den Verein «neuland». Während der Ausar-

beitung der Tierhaltungsanforderungen bestanden erste Kontakte zu uns. «neuland» ist die einzige der vier Organisationen, hinter der grosse Verbände stehen – aber zugleich die schwächste. Geschäftsleitung und Sekretariat müssen von einer Person mit einer Dreiviertelstelle bewältigt werden. Juristisch unabhängig vom Verein «neuland» arbeiten zwei «neuland»-Vermarktungsgesellschaften, deren Personalbestand inzwischen soweit angehoben wurde, dass sie die Vermarktungsprobleme zumindest zahlenmässig besser angehen können. Ursprünglich war beabsichtigt, vor allem die Vermarktung über grössere Kanäle

zu forcieren; «neuland» machte dabei allerdings ähnlich ernüchternde (und insofern interessante) Erfahrungen wie wir (► 8, 9). «neuland» ist bisher in vier westdeutschen Bundesländern aktiv.

Jede der vier Organisationen hat ihre eigenen Stärken und Schwächen, und das macht den Austausch spannend. Wenn wir sehen, was andere aus unserem Modell machen, lernen wir selber daraus. Leider sind die Kontakte untereinander nicht so intensiv, wie wir es uns wünschen; die tägliche Arbeit lässt zuwenig Zeit hierfür. Gerne sähen wir die Zusammenarbeit auch durch ähnliche Organisationen in weiteren Ländern bereichert. Lose Kontakte bestehen; interessierte Wissenschaftler, Praktiker und Initiativen überall auf der Welt wenden sich schon seit den ersten Jahren an uns. Wir möchten uns mehr Zeit hierfür nehmen, um den Nutztierschutz in Europa und weltweit verbessern zu helfen.



neuland,
Baumschulallee 15
D-53115 Bonn



Die Wanderschäferei, einst auch hierzulande verbreitet, ist ökologisch sinnvoll und bietet den Schafen auch im Winter Weide statt Stall.



KAG-Anforderungen gibt es auch für Ziegen, denn diese eigenwilligen, freiheitsliebenden Tiere kommen längst nicht überall zu ihrem Recht.

Warum wir uns nicht zufriedengeben **12**

Mit dem Beispiel vorangehen

Unsere Aufgabe ist es, in der Praxis das Vorbild für die bestmögliche Tierhaltung zu geben. Seit nunmehr 25 Jahren zeigen wir in der Praxis, was möglich ist. Wir informieren und motivieren Konsument/innen, mit ihrem Einkaufskorb zu politisieren. Und wir suchen nach geeigneten Partnern im Detailhandel. Denn die Nachfrage nach Freilandprodukten ist die Voraussetzung, um Bäuerinnen und Bauern für die gedankliche Umstellung zu gewinnen. Dann können unsere Berater bei der betrieblichen Umstellung auf Freilandhaltung helfen.

An jedes Glied in dieser Kette – Kundschaft, Handel, Produktion und KAG-Personal – stellen wir hohe Anforderungen. Entscheidend dabei ist die Reissfestigkeit der Kette und nicht die Höhe der erzielten Umsätze. Denn ein Vorbild besticht durch Konsequenz. Wachstum ist vor allem die Aufgabe jener, die dem Vorbild folgen.

Damit unser Tun Vorbild bleibt, muss es stetig weiterentwickelt werden. Selbst auf KAG-Betrieben ist manches noch zu verbessern. Zum Beispiel in der Aufzucht von Legehennen (▶ 3); beim Kastrieren von männlichen Ferkeln (▶ A4) oder bei der Schlachtung (▶ A5). Diese und andere Verbesserungen scheiterten bisher daran, dass für sie noch kein «Markt» besteht, der zusätzliche Produktionskosten mit höheren Preisen abgilt.

Oft wird von uns aber erwartet, dass wir alle Fehlentwicklungen der Landwirtschaft auf einmal korrigieren. Der Wunsch nach dem absolut unbedenklichen Produkt, das man sich bei Lust und Laune bequem aus dem Regal greifen kann, ist freilich zerstörerisch. Verbesserungen sind nur möglich mit wachen Konsument/innen, die sich bewusst sind, dass das vorläufig Beste immer ein Kompromiss ist – und die darum mithelfen, einen neuen Kompromiss zu finden, der den Bedürfnissen der Tiere noch mehr entgegenkommt.

Heute verlangen wir Freiland auf dem ganzen Betrieb

Anfang der siebziger Jahre mussten wir froh sein, Betriebe zu finden, die wenigstens allen ihren Hühnern täglich Auslauf gewähren wollten. Die Haltung der Schweine, Kälber oder Rinder auf diesen Höfen liess oft noch zu wünschen übrig – immerhin hatten wir das Leben der Hühner verbessern helfen können. Das war für manchen Vertragsbetrieb schon ein grosser Schritt.

Auch als wir ein paar Jahre später Verträge über die Haltung anderer Tiere abzuschliessen begannen, konnten die Betriebe selber bestimmen, welche Tierkategorien sie dem Vertrag unterstellen wollten. Ab Mitte der achtziger Jahre wirkten wir aber darauf hin, dass die Haltung der übrigen Tierkategorien zumindest die Tierschutzverordnung erfüllte.

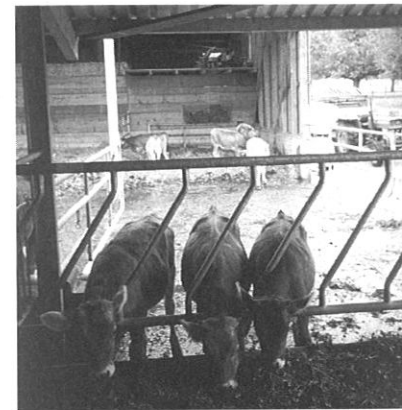
Erst 1993 wurde die Zeit reif für die gesamtbetriebliche Umstellung. Unsere Generalversammlung beschloss, dass ein KAG-Betrieb spätestens ab dem Jahr 2000 die KAG-Anforderungen bei allen Tierkategorien auf seinem Hof erfüllen muss. Um in der siebenjährigen Umstellfrist die Fehler von Bund und Kantonen bei der Einführung der Tierschutzverordnung von 1981 zu vermeiden (► 1), verlangten wir von jedem Vertragsbetrieb bis 1996 ein schriftliches Konzept darüber, wie er die Umstellung bis zum Jahr 2000 zu bewerkstelligen gedenke.

1994 legte unser Vorstand einen ersten Zwischenschritt für die gesamtbetriebliche Umstellung fest: Elektrische «Kuhtrainer» und die Fixierung von Muttersauen (Kastenstände oder Anbindung) mussten auf allen KAG-Betrieben spätestens Ende 1996 verschwinden. Auf Betrieben mit Verträgen für KAG-Rinder bzw. KAG-Schweine waren diese beiden weit verbreiteten Quälrichtungen selbstverständlich schon früher nicht erlaubt.

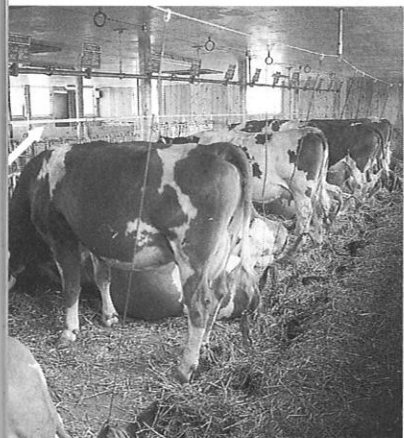
Viel zu reden gab vor allem das Verbot des «Kuhtrainers». Der Elektrobügel ist so über dem Widerrist der Kühe installiert, dass sie einen

Schlag erhalten, wenn sie zum Harnen oder Koten ihren Rücken gegen oben wölben. Die Tiere können den Schlag nur vermeiden, indem sie einen Schritt nach hinten treten. Genau das ist beabsichtigt; denn so verrichten die Tiere ihre Notdurft nicht auf die Liegefläche, sondern in den dafür vorgesehenen Kanal. Für die Bauern ist das praktisch, weil es ihnen Arbeit beim Sauberhalten der Tiere spart; darum ist der Elektrobügel im Anbindestall so verbreitet. Für die Tiere aber ist das eine Qual, weil sie sich aus Angst vor einem Stromschlag kaum mehr zu bewegen wagen. Eine Untersuchung von Thomas Oswald an der Forschungsanstalt für Agrarwirtschaft und Landtechnik (FAT) in Tänikon zeigte, dass der «Kuhtrainer» in 89 Prozent der Fälle gar nicht beim Harnen und Koten berührt wird, sondern bei Körperpflege, Insektenabwehr oder Hochwölben des Rückens nach dem Aufstehen. Alle diese arttypischen Verhaltensweisen werden vom Elektrobügel stark eingeschränkt oder – wie das Lecken des Rückens – sogar ganz unterbunden. Das hat auch für die Bauern nachteilige Folgen. In einer Umfrage sahen 80 Prozent der Tierärzte einen Zusammenhang zwischen dem «Kuhtrainer» und Fruchtbarkeitsstörungen.

«Kuhtrainer» waren damals noch bei über 20 Prozent unserer Vertragsbetriebe installiert; etliche der betroffenen KAG-Bauern wehrten sich zunächst gegen unser Verbot. Wir schrieben daher einen Ideenwettbewerb unter den Betrieben aus, der einige Vorschläge für tierfreundlichere Einrichtungen erbrachte. Sie wurden in einer Dokumentation allen Betrieben zur Verfügung gestellt. Dank intensiver Beratung auf den Höfen gelang es uns als erster Organisation tatsächlich, das gesamtbetriebliche Verbot innert weniger als drei Jahren durchzusetzen. Einige Betriebe bauten ihren Anbinde- zum Laufstall um, was unsere Berater seit Jahren empfehlen; im Laufstall macht der «Kuhtrainer» keinen Sinn. Andere bauten eine mechanische Alternative zum Elektrobügel ein, zum Beispiel ein Rohr oder



Der Umbau vom Anbinde- zum Laufstall ist die beste Alternative und macht den «Kuhtrainer» überflüssig.



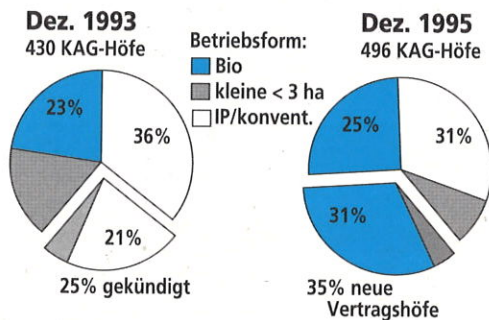
Der elektrische «Kuhtrainer» (Pfeil) quält Kühe in vielen Anbindeställen. Auf KAG-Höfen ist er generell verboten.

Brett im Kopfbereich, das die Tiere beim Koten ebenfalls zum Schritt nach hinten zwingt, aber ohne elektrischen Schlag. Und einige Betriebe entfernten den «Kuhtrainer» ersatzlos und nehmen mehr Aufwand in Kauf. Nur fünf Prozent der Betriebe hatten den «Kuhtrainer» auch 1997 noch nicht entfernt und erhielten von uns daher die Kündigung.

Das «Kuhtrainer»-Verbot hat einiges ausgelöst. Erstens auf den KAG-Betrieben. Zweitens bei Aussenstehenden, die uns zuerst für verrückt hielten, durch unser praktisches Vorbild aber unter Zugzwang kamen; so beschloss der Biobauernverband (VSBLO) ein gesamtbetriebliches Verbot des Elektrobügels ab 2002. Und drittens hat uns der Erfolg den Weg gezeigt, wie die gesamtbetriebliche KAG-Umstellung bis zum Jahr 2000 erreicht werden kann. Die meisten Vertragsbetriebe hatten nämlich die verlangten Umstellkonzepte gar nicht erstellt. Darum beauftragte unsere Generalversammlung 1996 den Vorstand, weitere Zwischenschritte bis zum Jahr 2000 zu definieren. Der Vorstand legte dementsprechend fest, dass alle KAG-Betriebe ab 1998 bei Nichtvertragstieren wenigstens die Bundesanforderungen

an die «Kontrollierte Freilandhaltung» (KF, ▶ 10) erfüllen müssen.

Die Ausweitung der KAG-Anforderungen auf den gesamten Betrieb führte zu erheblichem Wechsel bei den Vertragsbetrieben. Allein in den ersten zwei Jahren der Umstellungsfrist bis zum Jahr 2000 schied rund ein Viertel unserer Vertragsbetriebe aus (▶ Grafik nebenan). Der Abgang wurde aber mehr als ausgeglichen durch Bio-Betriebe, die mit Aussicht auf Absatz über die Fidelity AG (▶ 7) zur KAG drängten. Die Verschärfung unserer An-



Durch die Verschärfung der KAG-Anforderungen verloren wir Betriebe – dank neuer Absatzkanäle gewannen wir weit mehr Betriebe hinzu.

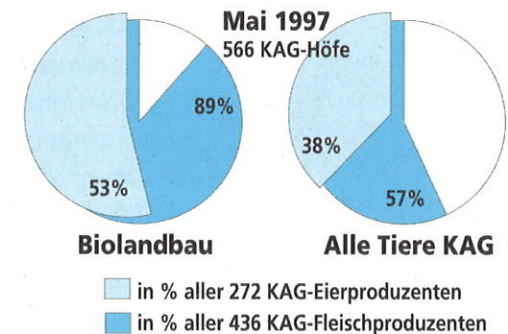
forderungen hatte die Rekrutierung weiterer Betriebe allerdings nicht gerade erleichtert. In ihrem ersten Jahr konnte die Fidelity AG die rasch wachsende Nachfrage nur teilweise befriedigen; später machte ihr vor allem unser «Kuhtrainer»-Verbot zu schaffen (▶ 9), weil zahlreiche interessierte Bio-Betriebe deswegen keinen KAG-Vertrag erhielten.

Die Mehrheit unserer Vertragspartner hat aber Verständnis dafür, dass wir nur noch Betriebe akzeptieren, die alle ihre Tiere im Freiland halten. Wenn das KAG-freiland-Zeichen künftig nur noch für eine gesamtbetriebliche Freilandhaltung vergeben wird, verbessert dies nicht zuletzt die Wettbewerbsposition der angeschlossenen Betriebe.

Bio ist für uns selbstverständlich

Die KAG hätte nicht gegründet werden müssen, wäre Freilandhaltung im biologischen Landbau damals selbstverständlich gewesen. Jahrelang suchten wir die Zusammenarbeit mit den verschiedenen Verbänden der Bioproduzenten; doch sie mochten entweder keine Verbindung mit uns eingehen (z. B. Demeter) oder wollten ihre industrielle Schweinehaltung nicht verbessern (z. B. Biofarm). Weil wir uns allein für die Freilandhaltung einsetzen mussten, fehlte uns lange die Kraft, unsere Vertragsbetriebe auch auf die biologische Bewirtschaftung zu verpflichten.

Die blosse Existenz der KAG wirkte auf die Bioverbände wie ein rotes Tuch. Gewiss gab es Biobetriebe mit vorbildlicher Tierhaltung; aber sie war nicht vorgeschrieben, also nicht die Regel. Da auch die Biobetriebe rund drei Viertel ihres Ertrags aus der Tierhaltung erwirtschaf-



Die grosse Mehrheit der KAG-Betriebe wirtschaftet bereits biologisch (inkl. Umstellbetrieben). Langsamer voran kommt die gesamtbetriebliche KAG-Umstellung. Eierproduzierende Betriebe stehen bei beiden Umstellungen am Schluss.



Im Winter täglich Auslauf und im Sommer täglich Weide für Kälber und Rinder: auf KAG-Betrieben selbstverständlich, auf Bio-betrieben auch künftig nicht vorgeschrieben.

ten, traf unser Vorbild die ökonomisch empfindliche Stelle. Die Zusammenarbeit mit den Bioverbänden ist darum bis heute etwas belastet.

Ende der achtziger Jahre begann die Vereinigung der Schweizerischen biologischen Landbau-Organisationen (VSBLO, «Knospe») über strengere Richtlinien in der Tierhaltung nachzudenken. Die internen Auseinandersetzungen waren langwierig, denn die VSBLO ist eine reine Bauernorganisation, anders als die KAG, in der die Konsument/innen statutarisch die Stimmenmehrheit haben. Nach mehreren Delegiertenversammlungen gilt nun, dass «Knospen»-Betriebe ab dem Jahr 2002 allen Tieren die «Kontrollierte Freilandhaltung» (KF) gemäss Bundesanforderungen gewährleisten müssen – also das, was KAG-Betriebe als Zwischenschritt schon 1998 erfüllen müssen.

Anlass für diese Entwicklung war die Forderung etlicher Biobauern nach einem Label für ihre bis dahin konventionell vermarkteten tierischen Produkte. Die «Knospe» nützte ihnen wenig, da sie im tierischen Bereich kein Profil hatte. Im Gegensatz zu den Biobauern, die vor allem höhere Preise wollten, hätten etliche VSBLO-Funktionäre die Richtlinien bei dieser Gelegenheit gerne so nah ans KAG-Niveau herangeführt, dass unser Wirken endlich überflüssig geworden wäre. Das war freilich unrealistisch, weil nur eine Minderheit der Biobetriebe unsere Anforderungen erfüllte (und erfüllt). Wir hatten der VSBLO statt dessen eine pragmatische Lösung vorgeschlagen, die schon lange Teil unserer Hofberatung war: die Doppeldeklaration mit «Knospe» und KAG-freiland-Zeichen durch Betriebe, die beides erfüllen. Unser Vorschlag blieb ohne Erfolg, weil aus Sicht der VSBLO die Deklaration mit der «Knospe» genügt: die Kundschaft glaubt ja ohnehin, dass die «Knospe» für optimale Tierhaltung garantiere. Die Werbung der «Knospe» hilft solchem Glauben nach, was uns als Konsument/innen-Organisation zu öffentlicher Kritik an Kollegen zwingt.

Indessen verfolgten wir den Weg der Doppeldeklaration entschieden weiter. 1993 beschloss unsere Generalversammlung, dass wir neue Betriebe nur noch unter Vertrag nehmen, wenn sie biologisch wirtschaften oder sich gleichzeitig für die Bio-Umstellung anmelden. 1994 investierten wir erheblich Zeit und Geld in die Schaffung der Fidelio-Biofreiland AG (► 7) als Absatzkanal für KAG-Biofleisch.

Seit der zweiten Hälfte der achtziger Jahre hatten wir nach Strategien gesucht, die KAG-Betriebe näher zum Biolandbau zu führen. 1993 tat sich unerwartet ein Weg auf. Die Zahl der Betriebe, die einen KAG-Vertrag wünscht, war schlagartig gewachsen (► 6). Hatten wir bis dahin Bauern suchen und gewinnen müssen, so entstand nun plötzlich eine Warteliste von Interessenten. Welchen von ihnen sollten wir den Vorzug geben? Es lag auf der Hand: jenen, die ihren Betrieb biologisch bewirtschaften oder zur Umstellung bereit sind.

Aufgrund heftiger Reaktionen von «alten» KAG-Betrieben verzichteten wir 1993 noch darauf, die Bio-Umstellung auch für sie schon obligatorisch zu erklären. Doch die Umschichtung von KAG- zu KAG-Biobetrieben kam – nicht zuletzt dank der Fidelio-Nachfrage – derart rasch voran (► Grafik Seite 93), dass die Generalversammlung 1997 das Bio-Obligatorium ausweitete: ab dem Jahr 2000 gilt es auch für die «alten» KAG-Betriebe.

Künftig müssen wir also keine Energie mehr für Diskussionen aufwenden, weshalb die KAG «noch immer nicht Bio» sei. Bio ist für uns selbstverständlich. Wir konzentrieren uns auf die Förderung einer guten Freilandhaltung, die weit weniger selbstverständlich ist – auch im Biolandbau noch nicht, leider.

Das Bio-Obligatorium bescherte uns allerdings ein paar neue Probleme. Um unseren Betrieben zweifache Kontrollbesuche mit entsprechenden Mehrkosten zu ersparen, bemühen wir uns um eine gute Koordination mit dem Kontrolldienst



KAG-Betriebe müssen biologisch wirtschaften. Hans-Georg Kessler (links, Chef unserer Hofberatung seit 1992) ist auch für Bio-Kontrollen ausgebildet.

des Forschungsinstituts für Biolandbau (FiBL). In der Praxis funktioniert diese Zusammenarbeit nicht immer befriedigend, weil kein Gleichgewicht besteht. Das FiBL führt (1997) rund zehnmals so viele Betriebskontrollen durch wie wir, denn nur jeder zehnte Biobetrieb hat einen Vertrag mit der KAG. Da das FiBL viel mehr Kontrolleure beschäftigt als wir, kann der einzelne FiBL-Kontrolleur trotz Ausbildung durch uns kaum die Freiland Erfahrung entwickeln, die ein KAG-Kontrolleur mit sich bringt. Die Zusammenlegung von Bio- und KAG-Kontrollen führt im übrigen dazu, dass die meisten KAG-Kontrollen in der Vegetationsperiode durchgeführt werden, nämlich dann, wenn die biologische Bewirtschaftung am besten überprüft werden kann. In der Freilandhaltung schlägt die Stunde der Wahrheit hingegen vom

Herbst bis zum Frühling. Zumindest ein Teil der KAG- lässt sich daher nicht mit den Bio-Kontrollbesuchen zusammenlegen.

Ungleichgewicht besteht auch bei den Kosten. Für die Biokontrolle mit einem aufwendigen Formularsatz muss ein Betrieb heute (1997) durchschnittlich 350 Franken hinblättern, für die KAG-Kontrolle bloss 80 Franken. Effektiv kosteten auch die KAG-Kontrollen mehr; 1996 subventionierten unsere Mitglieder jeden Kontrollbesuch mit durchschnittlich 200 Franken – dennoch beschwerten sich die Betriebe ausgerechnet bei uns über die doppelten Beiträge. Auf lange Sicht sind Kontrollkosten von den Kontrollierten zu tragen; das Kontrollwesen muss daher möglichst rationell organisiert sein. Grundsätzlich sind wir darum an einer weiteren Zusammenarbeit im Kontrollbereich interessiert – und auch deshalb, weil wir unser Wissen und unsere Anliegen in den Biolandbau hineinbringen wollen und umgekehrt von ihm lernen wollen.

Selber einen Augenschein auf einem KAG-Betrieb nehmen! Wer sich noch nicht traut, kann sich von der KAG zu einem Besuchstag einladen lassen – wie hier auf dem Hof von Fredy Schmied in Kirchlindach BE.



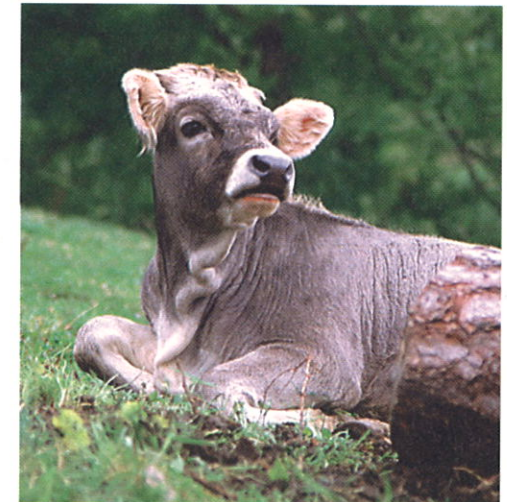
Mit Ihrer Hilfe zum nächsten Ziel!

Mit bescheidenen Mitteln ist es uns gelungen, unsere Vertragsbetriebe Stufe um Stufe zu höheren Anforderungen zu führen. Wir haben in den ersten 25 Jahren schon einiges erreicht. Doch ist die Nutztierhaltung, wie gesagt, immer ein Kompromiss, der dauernd überprüft und verbessert werden muss. Wir werden uns für weitere Verbesserungen einsetzen. Wenn wir eine Alternative im Praxistest erhitzen können, wird sie zum Bestandteil der KAG-Anforderungen. Unser Vorbild wird dadurch immer klarer.

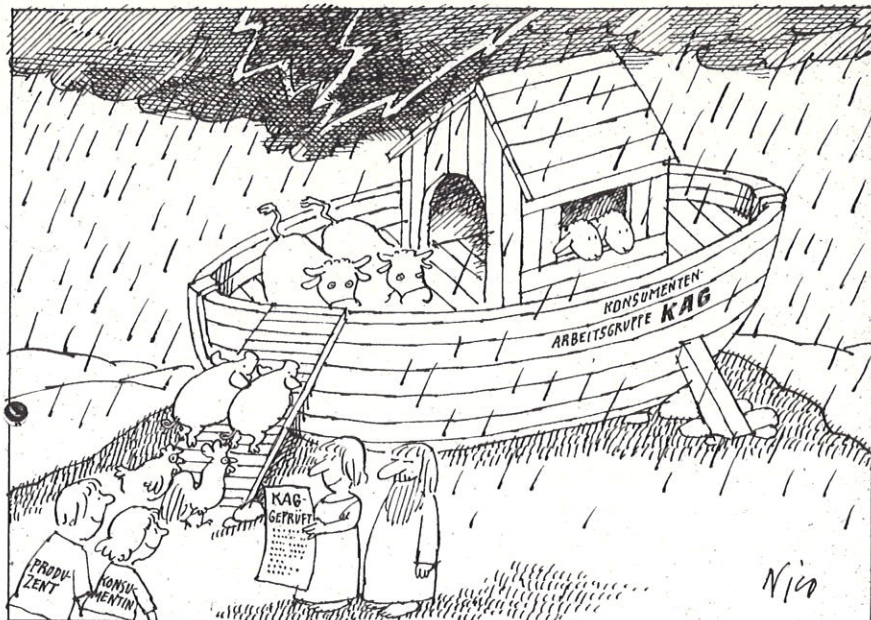
Weniger klar ist, wer unsere Arbeit finanziert, wenn die Arbeitslosigkeit zunimmt und die Löhne weiter sinken. Bisher gelingt es uns, drei Viertel unseres Aufwands durch Mitgliederbeiträge und Spenden zu decken – wie lange noch? Die Einnahmen nehmen tendenziell ab (► A1). Wir bemühen uns, das durch Einsparungen auszugleichen; doch das hat seine Grenzen, wenn wir unsere Aufgaben weiterhin wahrnehmen wollen. Und andere Einnahmenquellen stehen uns nur beschränkt zur Verfügung. Denn wir sind keine Vermarktungsorganisation.

Wird die KAG einst wieder ganz am Anfang stehen? Dort, wo nur etwas bewegt werden kann, wenn sich einige Konsument/innen aktiv einmischen und bereit sind, die Arbeit gratis zu leisten wie Lea Hürlimann oder zu bescheidenem Lohn wie ihre Mitarbeiter/innen der ersten 13 Jahre?

Was wir in 25 Jahren bereits erreichten, wird freilich um so mehr Früchte tragen, je mehr Mitglieder unsere Arbeit mittragen. Danke!



Alle Tiere ins Freiland!



CARTOON: NICO

Anhang 1: Die KAG in Zahlen

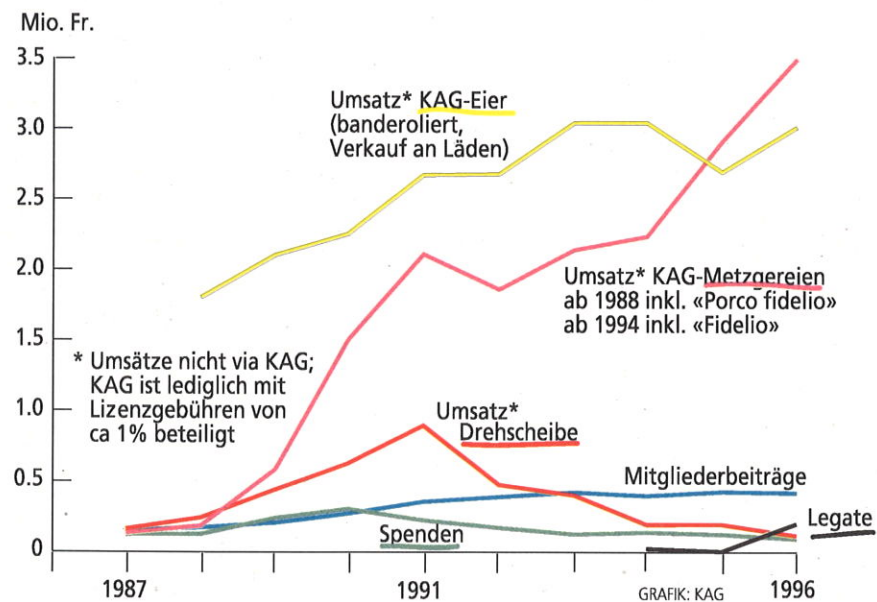
Mehrheitlich aufwärts

Dass wir etwas in Bewegung gesetzt haben, zeigt sich auch an den Umsätzen unserer Vertragspartner: sie nehmen Jahr für Jahr zu, soweit uns hierüber Zahlen zur Verfügung stehen. Einzig die von uns vermittelte Direktvermarktung («Drehscheibe») brach nach enormem Zuwachs wieder zusammen.

Kaum zugenommen haben dagegen unsere eigenen Einnahmen, die sich zu drei Vierteln aus Mitgliederbeiträgen und Spenden zusammensetzen. Die Spendensumme nahm in den

neunziger Jahren stark ab, während die Mitgliederbeiträge stagnieren. Der Einnahmerückgang wird seit 1994 dank Legaten von verstorbenen Mitgliedern und dank Sparmassnahmen (Abbau von 700 auf 550 Stellenprozent) ausgeglichen.

Da die KAG keine Vermarktungsorganisation ist, haben wir an den von uns mit ausgelösten Umsätzen unserer Vertragspartner höchstens mit bescheidenen Lizenzgebühren teil, die auch in Zukunft nur einen Bruchteil unserer Kosten decken.



Nutztierhaltung im Vergleich

Technik gegen Hühnerbedürfnisse

Hühneralltag in Europa . . .

Rund die Hälfte der Eier, die wir in der Schweiz essen, stammen aus dem Import, und zwar überwiegend aus der Käfigbatterie. Hier herrscht Technik auf Kosten von Hühnern, die ihr Verhalten nicht verändert haben, «allen Zuchtmanipulationen zum Trotz. Auch in grösster Bedrängnis versuchen sie, ihr Leben 'hühnerlich' einzurichten. So sucht auch die Käfighenne nach einem Nest, wenn sie Legedrang verspürt. Da sie keines findet, gerät sie in angstvolle Bedrängnis, flüchtet sich zwischen die Beine einer Gefährtin, um dort Schutz zu suchen, wird verdrängt, getreten, gepickt, verkriecht sich bei der nächsten – das Spiel wiederholt sich, einmal, zehnmal, hundertmal. Das Tier versucht zu



Legebatterie: So «lebt» die Mehrheit der Hühner in Europa – auch für Schweizer Kundschaft.

flüchten, zu flattern, gackert in wilder Panik, klettert an der Käfigwand hoch, stürzt ab – immer verzweifelter werden seine Versuche, der Zwangslage zu entkommen –, bis es schliesslich, völlig ermattet, aufgibt. Es hockt sich nieder, so gut das geht – und lässt sein Ei einfach fallen. Verhaltensforscher haben Hühner beobachtet, deren 'Nestsuche' im Gitter volle sechs Stunden dauerte, Hennen, die sich schliesslich vor Erschöpfung erbrachen» (Susi Goll, Protection).

Dritte Dimension: für Hühner wichtig – ohne Auslauf ist aber auch die «Voliere» nicht artgerecht.



. . . in der Schweiz . . .

Seit 1992 ist die Legebatterie bei uns verboten. Die meisten Schweizer Hühner haben es ein wenig besser: sie leben zu Tausenden eng aufeinander

der in geschlossenen Hallen («Bodenhaltung»). In mindestens zehn Prozent dieser Ställe gibt es nicht einmal Tageslicht und keine Einstreu (1996). Es gibt aber auch Ställe, die den Hühnern wenigstens Einstreu, Nester, erhöhte Sitzstangen und Tageslicht gewähren – aber der Platz bleibt bei 7 Hühnern pro Quadratmeter begrenzt. Die sogenannte «Volierenhaltung» mit mehreren Etagen bietet den Hühnern zudem die ihnen artgemässe dritte Dimension.

Fast alle Hühner werden vom Züchter «touchiert»: mit einer glühenden Scheibe werden die Schnäbel gekürzt, um Verletzungen zu vermeiden, wenn sie einander picken. Dieser Kannibalismus ist nicht etwa angeboren, sondern durch extreme Zucht und intensive Nutzung anerzogen.

Nur ein Sechstel der Schweizer Hühner haben Auslauf ins Freie, doch erst seit 1996 und oft bloss theoretisch, da vorwiegend nach den Bundes-Freiland-Vorschriften gearbeitet wird. Die meisten Herden sind viel zu gross (1000 und mehr Hühner, in Einzelfällen bis zu 12 000) und einem Auslauf von nur 2,5 m² pro Huhn. Aufgrund der Grösse von Herde und Stall sowie wegen meist mangelnder Gestaltung der Ausläufe kommt ein grosser Teil der Hühner selten oder nie ins Freie.

. . . und auf dem KAG-Hof

Hier kommen die Hühner jeden Tag ins Freie, auch im Winter – das mögen sie nämlich! Und wenn das Wetter mal wirklich derart ist, dass sie



Täglich ins Grüne – natürlich bei der KAG. Lea Hürlimann mit ihren Tieren, 1980.

Schutz suchen, steht ihnen ein gedeckter Auslauf zur Verfügung. Die begrünzte Weide misst mindestens 5 m² pro Huhn und muss spätestens ab Mittag bis zum Einnachten freizugänglich sein. Sie ist mit Tränke, Sandbad sowie Büschen und anderem Schutz vor Wind, Wetter und Raubvögeln ausgestattet.

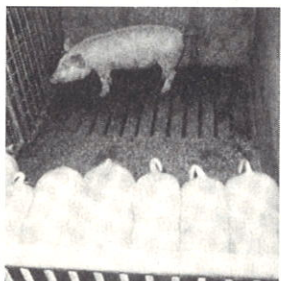
Eine Herde umfasst höchstens 250 Hühner (bei bestimmten «Volieren»-Systemen mit Wintergarten versuchsweise bis höchstens 500). Zu jeder Herde gehören übrigens auch Hähne, denn sie erfüllen wichtige Aufgaben: sie suchen Nahrung, bewachen und beschützen die Herde und sorgen für Ordnung in ihr.

KAG-Hennen dürfen keine gekürzten Schnäbel aufweisen. Der Schnabel ist ein hochsensibles Organ, mit dem das Huhn tastet, riecht, pickt, greift, spricht, singt, sich putzt und sich wehrt.

Die Junghennen müssen künftig aus einer Freiland-Aufzucht stammen.

Kein Schwein gehabt

Misten kostet Zeit und ist daher unbeliebt. Darum müssen noch immer viele Mastschweine in engen, dunklen Buchten ohne jede Einstreu stehen – auf perforierten Böden aus Beton oder Blech mit Löchern oder Spalten, durch die ihre Exkremente von selber in die Güllegrube fallen. Aus diesen Gruben steigen gefährliche Gase. Den Tieren fehlen frische Luft und ein behagliches, sauberes Nest (Einstreu würde das System stören); sie leiden zudem an Bein- und Klauenschäden. Und zu alledem haben die intelligenten, geselligen und neugierigen Schweine in vielen Ställen trotz Vor-



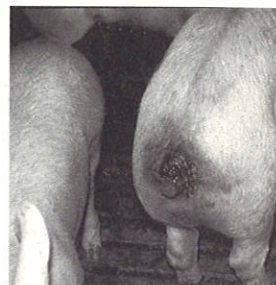
Die meisten Schweine in Europa vegetieren im Dunkeln, auf glitschigen, nackten Böden.

schrift keine Beschäftigung (Stroh, Holz usw). Dieses Stallsystem «funktioniert» freilich nur, wenn die Tiere ihm «angepasst» werden. Damit die Schweine vor lauter Langeweile einander nicht die Schwänze abbeißen, werden schon den Ferkeln die Schwänze entfernt. Damit sie die Zitzen der Mutter nicht verletzen, werden ihre Zähne

entfernt. Und damit die gestresste Muttersau ihre Jungen nicht erdrückt, wird sie angebonden oder in einen engen Kastenstand gepfercht.

Schweinealltag in Europa . . .

Ende der achtziger Jahre waren in der EU verschiedene Verbote geplant: gegen die Anbindung der Mutterschweine oder deren Haltung im Kasten-



Auch in der Schweiz leben die meisten Schweine vorläufig nicht besser.

stand ohne tägliche Bewegung, gegen die Kastration der männlichen Ferkel und gegen das Entfernen von Schwänzen und Zähnen. Eine 1991 verabschiedete Richtlinie verbot dann aber nur das Schwanzkupieren und das Anbinden der Muttersau und schrieb nicht einmal Gruppenhaltung vor. Bis heute kennt die EU keine Mindestanforderungen an die Freilandhaltung. In Deutschland ist die Anbindung von Muttersauen eingeschränkt, in Schweden dürfen Schweine nur kurzfristig fixiert werden.

. . . in der Schweiz . . .

Rund die Hälfte des in der Schweiz konsumierten Fleisches stammt von Schweinen – zum grössten Teil von einheimischen, aber deswegen kaum viel besser gehaltenen Tieren. Schweinefleisch wird vor allem wegen seines tiefen Preises bevorzugt, der auf besonders weit fortgeschrittener Industrialisierung der Tierhaltung beruht. Man kann mit Schweinen fast alles machen, um immer mehr Fleisch zu erhalten – «rächen» können sich die Tiere nur durch minderwertige Qualität: blasses, wässriges und fades Fleisch, das in der Pfanne schrumpft. – Auch die 1997 revidierte Tierschutzverordnung hat den industriellen Interessen mehr Gewicht gegeben als dem Wohl der Schweine. Zwar sind perforierte Böden nun verboten, aber erst in neu- oder umgebauten Ställen. Und Muttersauen dürfen während bestimmter (kaum kontrollierbarer) Zeiten weiterhin angebonden oder in Kastenstände gesperrt werden. Das Entfernen von Schwänzen und Zähnen bleibt erlaubt. Erst drei Prozent (1996) der Schweine kommen regelmässig ins Freie, die meisten dank den Freiland-Bestimmungen des Bundes, die allerdings weniger streng sind als jene der KAG.

. . . und auf dem KAG-Hof

KAG-freiland-Schweine haben jederzeit freien Zugang zu einem Auslauf im Freien, der artgerecht «möbliert» ist (Scheuerpfahl, Wühlareal, Schat-tenplatz) und auf mindestens einer



Jederzeit ins Freie – natürlich bei der KAG.

Seite Blick ins Weite lässt. Aus Gewässerschutzgründen ist die Auslauffläche befestigt (z. B. Betonboden). Gruppenhaltung ist selbstverständlich, Anbindung und Kastenstand sind verboten. Die Liegeflächen im Stall sind stets bodenbedeckend eingestreut (keine perforierten Böden). Schwänze und Zähne dürfen nicht entfernt werden, und das Kastrieren der männlichen Ferkel ohne Betäubung ist nur erlaubt, bis eine Lösung gefunden ist (oder der Ebergeruch des Fleisches gar ohne Kastration vermieden werden kann). Verboten ist schliesslich das Einsetzen von Nasenringen, die zwar die Weide schonen, aber den Schweinen eine wichtige artgemässe Beschäftigung (Wühlen) verunmöglichen. Weide ist nur für Muttersauen vorgeschrieben. Die regelmässige Weidung von Mastschweinen ist unser Ziel; vorläufig sind aber noch keine Weidesysteme bekannt, die auch im Graswirtschaftsgebiet und ohne Nasenring wirtschaftlich zumutbar wären.

Wie lange noch Qualen für weisses Kalbfleisch?

Kalbfleisch ist ursprünglich ein Nebenprodukt der Milchgewinnung. Eine Kuh muss jährlich ein Kalb werfen, damit die Milch nicht versiegt. Die Hälfte dieser Kälber ist männlich, und von den weiblichen Kälbern eignet sich nur ein Teil zur Zucht als Milchkühe. Die meisten Nachkommen der Kühe sind also zwar für die Milchgewinnung wichtig, dürfen selber aber nichts als Fleisch liefern.

Kalbfleisch ist ein ökologisch relativ sinnvolles Nahrungsmittel, soweit das Rindvieh mit Rauhfutter (Gras) ernährt wird, also die Ernährung des



Einzelhaltung: In der EU soll dieses Bild der Vergangenheit angehören.

Menschen nicht konkurrenziert. Es ermöglicht zudem ein Einkommen in Regionen, die für Ackerbau nicht geeignet sind.

Heute stammt Kalbfleisch allerdings oft aus Mästereien, die unabhängig von ihrer Grösse nur als «Tierfabriken» bezeichnet werden können. Damit das Fleisch «schön weiss» wird, wie es die Konsument/innen ange-

ben verlangen, bleiben viele Tiere in halbdunklen Ställen ohne Einstreu eingesperrt und erhalten nur Milch (meist aus subventioniertem Milchpulver zubereitet); denn Gras, Heu oder Stroh können zu rosaroter Fleischfärbung führen, wofür die Bauern meist mit Preisabzügen bestraft werden.

Unter EU-Druck zieht die Schweiz nach: Gruppenhaltung und Einstreu für Kälber ab 2007.



Kälberalltag in Europa . . .

Ende der achtziger Jahre war in der EU eine Verordnung geplant, die insbesondere die Einzelhaltung verbieten wollte. Eine 1991 verabschiedete Richtlinie liess Einzelboxen freilich weiterhin zu, sofern die Tiere Sichtkontakt zueinander haben. Doch 1997 trat eine Verordnung in Kraft, die für alle Kälber in der EU Gruppenhaltung und Einstreu vorschreibt.

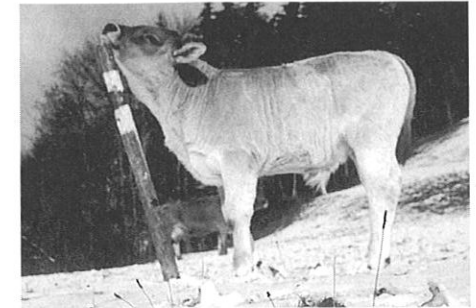
. . . in der Schweiz . . .

Die Tierschutzverordnung von 1983 hatte die Einzelhaltung von Kälbern noch erlaubt und schrieb Einstreu nur

für die ersten drei Lebenswochen vor. Die 1997 revidierte Verordnung erklärt Einstreu für alles Rindvieh als obligatorisch und verlangt für Kälber Gruppenhaltung – gültig ab 2002 nach einer Übergangsfrist von fünf Jahren. Das ist ein Erfolg für die betroffenen Tiere. Nachgegeben hat der Bundesrat allerdings weniger den hartnäckigen Forderungen der Tierschutzverbände als dem Primat der EU-Kompatibilität – und zugleich dem Druck der Mästerverbände, die eine fünfjährige Übergangsfrist erhielten, während der die Schweiz hinterherhinkt...

Erlaubt bleiben – wie in der EU – die über dem Widerrist montierten elektrischen «Kuhtrainer», mit denen in der Anbindehaltung (Jungvieh ab dem 5. Monat) eine arbeitssparende Sauberhaltung von Läger und Tier erreicht wird.

Rund ein Fünftel des Schweizer Rindviehs kommt heute dank Freiland-Direktzahlungen regelmässig ins Freie – bei den Kälbern dürfte der Anteil allerdings kleiner sein, da die Beiträge pro «Grossvieheinheit» ausbezahlt werden und daher für Kälber gering ausfallen. Die Bundesvorschriften sind freilich noch ziemlich löchrig. Freilandbeiträge erhält auch ein Bauer, der seine Kälber im Sommer nie auf die Weide lässt – oder im Winter nur an 13 Tagen pro Monat in den Auslauf. Der Bund bezahlt sogar Freilandbeiträge für die Kälberhaltung in Einzelgäusen; in diesen Kunststoffhütten mit einem winzigen «Laufgitter» sind die



Im Sommer täglich Weide, im Winter täglich Auslauf – natürlich bei der KAG.

Tiere zwar ständig im «Freien», aber auch ständig allein – Einzelhaft ohne direkten Kontakt mit Artgenossen.

. . . und auf dem KAG-Hof

Ein KAG-Bauer lässt seine Kälber täglich ins Freie: im Sommer mindestens halbtags auf die Weide, im Winter mindestens eine Stunde täglich in einen Auslauf, der artgemässe Beschäftigungsmöglichkeiten bietet (Spielen, Kratzen, Fressen). Gruppenhaltung und Einstreu waren längst vor der revidierten Tierschutzverordnung vorgeschrieben. Sofern die Tiere nach einem Alter von vier Monaten überhaupt angebunden gehalten werden, darf kein «Kuhtrainer» installiert sein – konsequenterweise drängen wir in unserer Beratung auf den Umbau zu Laufställen.

Anhang 3: Auswahl aus KAG-Vorstössen 1972–1997

Dafür machen wir Politik

Unsere Vorstösse wollen vor allem:

- Deklaration der Tierhaltung, damit Konsument/innen die Wahl haben;
- Förderung der Freilandhaltung;
- artgemässe Nutztierhaltung;
- bäuerliche Betriebe und dezentrale Strukturen fördern (ökologisch und volkswirtschaftlich sinnvoll).

1972–1977 Vorstösse für nachprüfbar Deklaration der Hühnerhaltung – 1982 übernimmt die Lebensmittelverordnung (und später auch die EG!) unsere Bezeichnung «Freiland», freilich mit ungenügenden Kriterien.

1976–1977 Vorschläge an den Bund zur dezentralen Ordnung des Eiermarkts – ohne Erfolg.

1985–1989 Stellungnahmen gegen die Deklaration «Bodenhaltungseier», deren Irreführung wir durch Repräsentativumfragen wiederholt belegten – der Bund änderte gar nichts.

1987 Umfassende Vorschläge für eine neue Tierschutzverordnung, gemeinsam mit Tierschutzorganisationen – 1995 im Entwurf des Bundes zum Teil enthalten, in der 1997 revidierten Verordnung aber unberücksichtigt.

1989 Petition (16 000 Unterschriften) für mehr Schutz der Nutztiere mit 10 konkreten Forderungen – 1990 von den eidg. Räten entgegen dem Kommissionsantrag gänzlich abgelehnt.

1990 Petition (25 000 Unterschriften) gegen eine Bewilligung von Gentech-Lebensmitteln – der Bund musste die Vernehmlassung erneut ansetzen.

1990–1991 Alternative Vorschläge an die eidg. Räte zur Revision des Lebensmittelgesetzes – ohne Erfolg.

1991 «Bauern- und Konsumenten-Initiative» (BUK) mit 22 Organisationen eingereicht – 1996 zugunsten eines Gegenvorschlags zurückgezogen.

1994 Stellungnahme zur Revision der Lebensmittelverordnung – dank Postkarten von 3000 Mitgliedern Erfolg im Kapitel Eier.

1994 Referendum mit VKMB und VSBLO gegen Handel mit Milchkontingenten und Zwangsmitgliedschaft von Bauern in Branchenverbänden – 1995 gab uns das Stimmvolk recht.

1994 Vorschläge für lokales Schlachten bei der Revision der Fleischhygieneverordnung – ohne Erfolg.

1992–1997 Stellungnahmen und Vorschläge an Bundesrat und Parlament zur Revision des Landwirtschaftsgesetzes – Ausgang offen.

1995 Petition (25 000 Unterschriften) für fünfmal höhere Freilandbeiträge – der Bundesrat verdoppelt sie.

1995–1996 Vorschläge an den Bund zur Regelung der Freiland-Deklaration – Ausgang noch offen.

Anhang 4: Offene Fragen aus der Freiland-Praxis

Aufgaben, die noch anstehen

● Für das Weiden von Mastschweinen im Grasland gibt es noch keine wirtschaftlich befriedigende Lösung. Das Beringen der Nase, um die Schweine am Wühlen zu hindern, ist keine Lösung, denn das Wühlen und Graben mit der Nase gehört zum arttypischen Verhalten der Schweine. Besser als Weide mit Nasenring ist dann doch Auslauf ohne Ring. Noch besser wäre Weide ohne Ring!

● Männliche Ferkel werden routinemässig kastriert, um dem verpönten Ebergeruch vorzubeugen. Kastriert wird meist ohne Betäubung, weil der Bauer zwar selber kastrieren, aber ohne Tierarzt nicht betäuben darf. Wir möchten die Betäubung vorschreiben oder noch lieber Wege finden, um die Kastration ganz zu vermeiden.

● Die Freilandhaltung von Kaninchen setzt u. a. aufwendige Gehege voraus: gegen Einbruch von Fuchs und Marder und gegen Ausbruch der Gänge grabenden Kaninchen. Wie können wir die Freilandhaltung so verbessern, dass es für die Bauern interessant wird, ihren Kaninchen mehr Freiheit zu geben?

● Die Arbeitsteilung in der Geflügelhaltung ist extrem weit fortgeschritten: die Betriebe sind spezialisiert auf

Zucht, Brut, Aufzucht, Eierproduktion oder Pouletmast. Folgen für die Tiere: männliche Legeküken werden gleich nach dem Schlüpfen getötet, Hennen werden lange vor dem Ende ihrer Legefähigkeit geschlachtet. Wie können Freilandbetriebe dafür gewonnen werden, wieder für hofeigenen Hühnernachwuchs zu sorgen und männliche Küken im Freiland zu mästen? In einem ersten Schritt suchen wir zur Zeit ein «Zweinutzungshuhn» mit guten Lege- und Masteigenschaften.

● Kälber werden in der Milchviehhaltung am ersten Tag von ihrer Mutter getrennt, während sie in der Mutterkuhhaltung (Fleischproduktion) immer mit ihr zusammenbleiben. Die Lösung liegt in einer kombinierten Produktion von Milch und Fleisch auf demselben Hof, bei der kein Kalb von seiner Mutter getrennt werden muss. Es gibt bereits Ansätze in dieser Richtung; wir möchten mithelfen, sie zu vertiefen und auszuweiten.

Wir freuen uns, wenn Praktiker und Forscher uns in der Beantwortung dieser und vieler weiterer Fragen zur schonenden, respektvollen Nutzung von Tieren unterstützen.

Anhang 5: Weniger Dorfmetzger, längere Tiertransporte

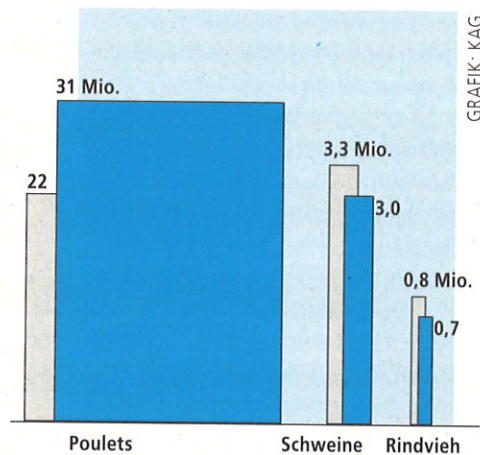
Fernziel «lokales Schlachten»

Metzger galten in allen Kulturen und zu allen Zeiten als merkwürdige, eher ausserhalb der Gesellschaft stehende Figuren, und nicht selten mussten sie ihr Handwerk abseits der Dorfgemeinschaft verrichten. Man war zwar froh, Fleisch bei ihnen kaufen zu können, aber das Töten von Tieren nahm man ihnen im Grunde halt übel. Manches hiervon schwingt bis heute mit, und

es hat wohl auch den Berufsstand im Laufe der Jahrhunderte geprägt. Es kann daher nicht erstaunen, dass viele Metzger eigentlich ganz froh sind, wenn sie nicht selber schlachten müssen. Das Töten in Stellvertretung anderer muss auf die Dauer eine schwer zu tragende Belastung sein.

Hygiene erzwingt Konzentration

Dies zu verstehen ist wichtig, denn das ist der Hintergrund einer Entwicklung, die zwar von Bürokraten, Planern und Hygienikern vorangetrieben, von den meisten Metzgern aber zumindest geduldet, wenn nicht mitgetragen worden ist und wird: die Konzentration der Schlachtungen auf immer weniger, dafür grössere Anlagen. War bis Ende des Zweiten Weltkriegs die Schlachtung beim Dorfmetzger die Regel, so verschwand sie im Zug der Planungseuphorie der sechziger Jahre mehr und mehr. Wahre Tötungsfabriken wurden erstellt, um einer prognostizierten künftigen Bevölkerung das tägliche Fleisch auf den Tisch zu liefern. Die Prognosen erwiesen sich später als überhissen und die neuen Schlachthöfe als zu wenig ausgelastet; aber die Zwecke einiger Kreise waren erfüllt: Die Bauindustrie hatte ihre Aufträge, Verbandsfunktionäre



80 Millionen geschlachtete Tiere pro Jahr geschlachtet in der Schweiz 1985 1993
 total geschlachtet 1993 für CH-Konsum
Die Schlacht-tierzahl nimmt mit dem Konsum von Geflügel zu.
Die Hälfte des Schweizer Fleischkonsums wird durch ausländische Schlachtung gedeckt.

und Beamte eine neue Daseinsberechtigung und Lebensmittelhygieniker eine angeblich saubere Spielwiese. Vergessen gingen bei dieser bis heute nicht abgeschlossenen Entwicklung die mit dem Schlachten Beschäftigten, die Bauern – und vor allem die betroffenen Tiere. Schlachten am laufenden Band ist wohl noch schwieriger zu verkraften als das individuelle Töten, Ausnehmen und Zerteilen einzelner Tiere; das spiegelt sich im hohen Anteil unqualifizierter, schlecht bezahlter Arbeitskräfte in den grossen Schlachthöfen. – Für den Bauern, der an seinen Tieren hängt, ist es sicher schwerer zu ertragen, wenn er sein Vieh Abtransporteuren überlassen muss, die sich kein Mitgefühl leisten können, als wenn er jedes Tier selber bis zum Metzger begleiten kann.

Qual steigt mit Transportdauer

In erster Linie macht es für die Tiere selber einen grossen Unterschied, ob sie erst einen langen Transport unter panischer Angst und Stress und lange Wartezeiten vor dem Schlachthof erleiden müssen, bis ihrem Leben endlich ein Ende gemacht wird – oder ob sie den Weg zum Metzger in kurzer Zeit und unter vertrauter Begleitung zurücklegen können. Wenn schon geschlachtet werden muss, soll es so schonungsvoll wie möglich getan werden: unverzüglich und unter Vermeidung von Angst, Schrecken und Schmerz. Manche Tiere erreichen aber die Schlachtbank nur mit der Spritze gegen Kreislaufkollaps lebend.

Die ungehemmte Konzentration auf immer weniger und grössere Schlachthöfe ist nur möglich, weil die allermeisten jener, die Fleisch essen wollen, die Notwendigkeit des Schlachtens längst verdrängt haben. Weil die zu gross geplanten Schlachthöfe unausgelastet sind, müssen halt noch mehr Dorfmetzger und lokale Schlachthöfe zum Aufgeben gezwungen werden. Bürokraten und Hygieniker erfinden immer wieder neue, noch schärfere Mindestvorschriften für Raummasse und Ausstattung von Schlachthanlagen. Das hat schon lange dazu geführt, dass eine Dorfmetzgerei das Schlachten einstellen muss, wenn sie vom Vater auf den Sohn übertragen



Kund/innen von Marinello besichtigen den einstigen Schlachthof Aarau, seit 1995 der Fidelio-Schlacht- und Verarbeitungsbetrieb von Thomas Spichiger.



Wo möglich, soll der KAG-Bauer sein Tier bis zum Metzger begleiten. KAG-Metzger Martin Iseli schlachtet noch selber – leider die Ausnahme.

wird, weil mit der Handänderung die in der Zwischenzeit verschärften Vorschriften in Kraft treten und zu baulichen Massnahmen zwingen würden, die schlicht nicht mehr finanzierbar sind. Es fehlte aber halt auch an regionaler Solidarität von Bauern und Metzgern – erst in jüngster Zeit sind in ein paar Regionen, wie zum Beispiel im Appenzellischen, aus gemeinsamer Anstrengung wieder kleine Schlachtlokale entstanden.

Tiertransporte im EU-Masstab
Die vorläufig letzte Runde in diesem Poker mit gezinkten Karten heisst

«EU-Tauglichkeit». Gemischt wurde das Spiel in einem Glaspalast in Brüssel, der genügend Ferne von der Praxis des alltäglichen Erlebens und Dahingerafftwerdens garantiert. Nach den Gesetzen der «Vier Freiheiten», deren grösste die des Warenverkehrs ist, darf Fleisch nur noch aus Schlachthöfen importiert werden, die über ein EU-Zertifikat verfügen: sehr gross müssen sie sein, topmodern eingerichtet und über viele verschiedene Räume verfügen, damit überall klinisch peinliche Sauberkeit hergestellt werden kann.

Wen kümmert es denn, dass nur wenige Schlachthöfe diese EU-Hürde schaffen (sollen) und dass deswegen zunehmend mehr lebende Tiere über immer grössere Strecken transportiert werden müssen? Wer denkt schon daran, dass die Qual der Tiere auf langen Transporten die Produkte minderwertig macht? Zwar suchen die Konsument/innen das Spezielle, zum Beispiel «Parmaschinken» oder «Agneau de Sisteron» – wer weiss schon, dass für diese «regionalen Marken» Schweine von Holland nach Norditalien und Schafe aus England nach Südfrankreich gekarrt werden, um dort geschlachtet und damit markenmässig «veredelt» zu werden? Die Logik des «Binnenmarkts» fragt nach Mengen, nicht nach Qualität. In der Schweiz, deren Behörden bisher keine wesentlich andere Politik verfolgten, werden die Schlachthöfe nun ebenfalls nach dem EU-Masstab gemessen. Zwar ist das handelspolitisch

unbedeutend, denn das teure Schweizer Fleisch wird auch künftig kaum Absatz in EU-Ländern finden (es sei denn, die Schweiz werde zum rinderwahnsinnsfreien Nur-Freiland-Paradies; doch dazu fehlen Weitblick und Entschlossenheit in Regierung und Agrobusiness). Nun, die Latte der EU-Zertifizierung ist allemal praktisch, wenn man damit noch ein bisschen stärker in die alte Kerbe hauen kann. Folgerichtig besteht das Hauptanliegen der 1994 neu vorgelegten Fleischhygiene-Verordnung des Bundes in der «Harmonisierung» der eidgenössischen mit den europäischen Vorschriften. Immerhin wird dabei, wenn auch nicht scharf, unterschieden zwischen grösseren Schlachthanlagen und kleineren, für welche etwas weniger strenge Anforderungen gelten. Auch die EU kennt aber Ausnahmen: Anlagen, in denen pro Woche weniger als 10 Grossvieheinheiten (weniger als 20 Rinder oder 60 Schweine) geschlachtet werden, brauchen kein EU-Zertifikat. Das könnte bei Geschick und entsprechendem Willen durchaus als Hebel für eine andere Schlachthofpolitik verwendet werden – vorausgesetzt, man will überhaupt etwas ändern. Die Schweizer Behörden wollen das offenbar nicht. Zum Glück wächst dem zum Trotz die Zahl mutiger Direktvermarkter, die auf ihrem Hof eigene Schlachträume einrichten, nicht nur in Deutschland und Österreich, sondern auch in der Schweiz.

Von der bisherigen Entwicklung blieb

auch die KAG nicht verschont. Mit unseren beschränkten Mitteln konnten wir dem bisher nichts entgegensetzen als wiederholte, aber fruchtlose Forderungen an die zuständigen Behörden. Um Illusionen vorzubeugen (und um den praktischen Widerstandsgeist der geneigten Leser/innen anzustacheln), sei es deutlich gesagt: Auch KAG-Metzger dürfen in der Regel nicht mehr selber schlachten, und das Bild des KAG-Bauern, der mit seinem Rind zum nahegelegenen Dorfmetzger pilgert, ist immer seltener geworden. Wohl mehr als die Hälfte aller geschlachteten KAG-Tiere müssen heute ihr Leben in grösseren Schlachthöfen lassen.

Lokale Alternativen

Wir haben immer gefordert, dass Tiere möglichst nahe beim Hof geschlachtet werden, auf dem sie aufwachsen. Wir haben uns vorgenommen, uns noch vermehrt hierfür einzusetzen. Verschiedene Wege kommen in Frage:

- **Schlachtung im gleichen Dorf** oder im gleichen Tal: Wir setzen uns politisch und in unserer Beratung für die Erhaltung oder die Wiederinbetriebnahme lokaler Schlachthanlagen ein, unter Einbezug ehemaliger «Not-schlachthäuschen».
- **Mobile Schlachthanlagen**, die von Hof zu Hof fahren, sind heute vor allem in England, Österreich und Deutschland im Einsatz. Voraussetzung sind allerdings Zufahrtstrassen mit genügender Breite; für kleinere,



FOTO: FRITZ GRUNDER

Die Hofschlachtung erspart dem Tier viel Leid und verbessert obendrein Qualität und Hygiene des Fleisches.

abgelegene Höfe kommt diese Alternative daher weniger in Frage.

- Die **Schlachtung auf dem Hof selbst** ist heute, ausser für den bäuerlichen Eigenbedarf, nur noch gestattet, wenn der Hof über einen eigenen, anerkannten Schlachtraum verfügt, was aus Kostengründen die Ausnahme ist. Wir sind aber überzeugt, dass die Hofschlachtung einem langen Transport auf jeden Fall vorzuziehen ist – auch für die Konsument/innen: Wenn Tiere ohne Stress und nicht am Fließband geschlachtet werden, sind auch die hygienischen Voraussetzungen besser. – Selbstverständlich soll die Verarbeitung der Schlachtkörper wie bisher nur in speziell hierfür bewilligten Räumen erfolgen (z. B. beim Metzger).

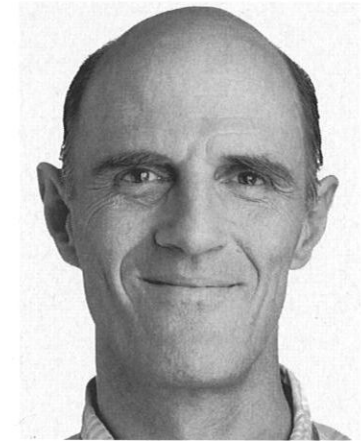
- Die Hofschlachtung kann zusätzlich verbessert werden, wenn dabei eine kleine **fahrbare Anlage zum Töten** und Aufhängen der Tiere direkt auf der Weide eingesetzt wird.
- **Fleisch statt Tiere transportieren:** Ein Teil des Fleischkonsums in den Agglomerationen wird durch die Fleischproduktion in abgelegenen Gebieten (Hügel- und Bergzonen) gedeckt. Die lokale Schlachtung kann nur Fuss fassen, wenn die Metzger in den Agglomerationen bereit sind, Schlachthälften statt lebende Tiere aus dem Berggebiet zu beziehen. Für einige «Öko»-Programme (M-Sano, M-Bio, Coop-Natura-Plan usw.) werden die Tiere oft über weite Strecken zum «richtigen» Schlachthof transportiert. Das ist der falsche Weg. Wir wollen für KAG-freiland-Fleisch Netze aufbauen, die lokale Schlachtung und Transport von Schlachthälften miteinander verbinden.

Konsument/innen entscheiden

Ob wir das Ziel lokaler Schlachtung erreichen, hängt aber nicht in erster Linie von technischen und organisatorischen Massnahmen ab. Entscheidend ist vielmehr, ob genügend Konsument/innen bereit sind, gegen die zunehmende Konzentration der Schlachtanlagen und gegen stets länger werdende Tiertransporte auf die Barrikaden zu steigen und lokales Schlachten mit ihrem Portemonnaie zu fördern – beim Fleischeinkauf und bei Spendenaufrufen für entsprechende KAG-Pilotprojekte.



Lea Hürlimann (*1925) jobbte, nach Steiner-Schule und abgebrochener Ausbildung in klassischem Bühnentanz, in verschiedenen Berufen. In den sechziger Jahren konzentrierte sie sich ganz auf ihre Malerei und fand mit ihrer ersten Ausstellung die Beachtung der Zürcher Kritik. Ihre Liebe gehörte stets den Tieren und der Natur. 1972 fand sie zu ihrer eigentlichen Lebensaufgabe und gründete die KAG. Dreizehn Jahre lang setzte sie sich ohne Rücksicht auf ihre Kräfte ein, um die Gesellschaft zu einem verantwortungsvollen Konsumverhalten zu führen. Alls sie 1985 an Krebs erkrankte, gab sie die Leitung der KAG ab. Seither malt sie wieder und engagiert sich insbesondere für den Landschaftsschutz.



Heinzpeter Studer (*1947) studierte Sozialwissenschaften, war Journalist, zeitweise Selbstversorger und Hühnerhalter und massgeblich engagiert in Organisationen wie LeserZeitung, Migros-Frühling oder Förderverein Umweltschutzpapier (FUPS). Ab 1980 gestaltete er die Öffentlichkeitsarbeit der KAG mit und entschloss sich 1985, deren jäh verwaiste Geschäftsleitung zu übernehmen – vorübergehend, wie er meinte, doch kam er von dieser Aufgabe nicht mehr los. Daneben widmet er sich Politischem (nach drei Jahren im St. Galler Kantonsrat vor allem Agrarfragen), dem Schreiben (z. B. über EU, GATT und Ernährung) und eigenen Entwicklungsprojekten (z. B. artgerechte Fischzucht).